Die Analogie
im volkstümlichen Denken.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doctorwürde

von der Philosophischen Facultät

der

Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin

genehmigt

und

nebst den beigefügten Thesen

öffentlich zu verteidigen

am 12. April 1893

von

L. William Stern

Drd. phil. aus Berlin.

Opponenten:

Herr Zermelo, cand. math.
Herr Franz Eulenburg, Dr. phil.
Herr Arthur Wreschner, Dr. phil.

Berlin.
Philosophisch historischer Verlag.
Dr. R. Salinger.

Mit Genehmigung der Philosophischen Facultät kommen hier nur die beiden ersten Kapitel der Abhandlung zum Abdruck. Die vollständige Abhandlung erscheint demnächst im Philos.-Histor. Verlag, Dr. R. Salinger, Berlin.

Dem Andenken

seines teuren Vaters.

Inhaltsangabe.

Einleitung . . . . . Seite 1

Erstes Kapitel: Die Entwicklungsstadien menschlicher Analogiethätigkeit . . . . . „ 5

Zweites Kapitel: Bildung von Analogieen

I. Unwillkürliche Bildung von Analogieen . . „ 20

II. Die Analogiebildung nnter dem Einfluss des Willens, als Selbstzweck . . . . . „ 28

a. Erstes Motiv: Das Verlangen, Fremdartiges bekannten Vorstellungskreisen zu assimilieren . . . . . „ 29

b. Zweites Motiv: Streben nach Befriedigung des Nachahmungstriebes . . . . . „ 44

c. Drittes Motiv: Gleichzeitiges Streben nach Wiederholung und Abwechsluug . . . „ 53

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41535707_0011

Einleitung.

Die hier vorliegende Untersuchung will einen Gegenstand der Logik psychologisch und methodologisch behandeln.

Die geringe Anwendung psychologischer Betrachtungsweise ist bisher in der Logik noch nicht so schmerzlich empfunden worden, wie in den anderen normativen Geisteswissenschaften, in der Ethik, Ästhetik und Pädagogik, wo sie in den letzten Jahrzehnten als ein unbedingtes Erfordernis hingestellt wurde. Der Grund hierfür liegt in der Allgemeingiltigkeit der logischen Sätze, in der verhältnismässigen Einfachheit und Durchsichtigkeit der Normen, in der Fruchtbarkeit der Folgerungen, durch welche diese Wissenschaft selbst als isoliertes Ganzes mit einer bedeutenden Festigkeit und Sicherheit ausgestattet wurde. Aber dennoch meine ich, dass auch logische Prozesse, in gleicher Weise wie ethische und ästhetische, psychologischer Behandlung bedürfen; sind sie doch im Grunde psychische Vorgänge, die sich von den anderen nur durch das Moment des Erkenntniswertes unterscheiden. Ich meine, es ist einseitig, diese Prozesse als starre, fertige, selbständige Gebilde aufzufassen, wie es die logische Wissenschaft meist thut, nicht zum wenigsten dazu durch die mathematische Betrachtungsweise veranlasst. Ich halte es für nötig, auch die Genesis

dieser Erscheinungen zu untersuchen, dann wird sich zeigen, wie langsam, wie allmählich sie sich aus der Masse der seelischen Vorgänge herausgehoben haben, welche Entwicklungsstufen zu überwinden waren, ehe die jetzigen Objecte der Logik, die vollkommensten Formen erreicht wurden. Dann wird sich offenbaren, dass auch heute noch nicht diese Idealformen, die dem wissenschaftlichen Denken entnommen sind, das ganze Erkenntnisleben beherrschen, sondern dass dies zum grössten Teil noch in den niederen Entwicklungsstufen stecken bleibt. Es wird sich erweisen, dass dadurch manche logischen Thatsachen, welche man sonst nur als ganz nebensächlich, als Durchgangsphasen zu Vollkommnerem ansah, eine selbständige, in ihrem Umfange bisher noch nicht gewürdigte Bedeutung besitzen.

Ein solcher Gegenstand ist es nun gerade, mit dem diese Arbeit sich beschäftigt. Die Analogie finden wir in logischen Lehrbüchern meist auf wenigen Seiten abgethan. Freilich, wenn man nur die heut bestehenden, wissenschaftlichen Methoden zum Massstab nimmt, so kann sie sich mit anderen logischen Thatsachen an Wichtigkeit nicht vergleichen. Allein ihre Stellung ändert sich mit einem Schlage, wenn man zu einer genetischen und psychologischen Untersuchungsweise übergeht. Da stellt sich uns denn die Analogie als der elementarste aller Denkprozesse und zugleich alz Grundlage der ganzen höheren Schlussarten dar. Es ergiebt sich, dass sie der Vorgang ist, welchen das menschliche Denken bei weitem am häufigsten vollzieht, dass sie für die überwiegende Mehrheit der menschlichen Gesellschaft überhaupt das Erkenntnismittel κατ' ἐξοχήν ist. Jene Mehrheit besteht aus allen denen, deren Denken nicht systematisch und methodisch, kurz nicht wissenschaftlich vor sich geht, aus dem naiven unbefangenen Volke.

Und diese Untersuchungsweise vermag sich nicht nur auf den Analogieschluss zu erstrecken, mit dem sich die Logik bisher fast ausschliesslich beschäftigt hatte; für sie wird auch die Gestaltung der Prämissen ein besonderer Gegenstand der Betrachtung. Schon das blosse Bilden von Analogieen erweist sich als ein höchst komplizierter psychischer Vorgang, als ein Vorgang, der sogar zu mannigfachen anderen Zwecken Anwendung findet, als zu dem, die Vorbedingungen des Analogieschlusses herzustellen.*)

In engster Verbindung mit der psychologischen Betrachtungsweise geht die methodologische einher. Hierzu sei Folgendes bemerkt. So eingehende Untersuchungen die Methodenlehre auch schon gefunden hat, so beschäftigte man sich doch bisher merkwürdigerweise fast nur mit der Behandlung der wissenschaftlichen Methode**), während man die des volkstümlichen Denkens nur nebensächlicher Beachtung gewürdigt hat. Aber warum? Bietet denn das Denken gerade des Volkes nicht genug höchst interessante Eigentümlichkeiten? Hat es nicht in Sprache, Spiel, in Mythen- und Religionsbildung ganz ausgeprägte Methoden? Und verdienen etwa diese Methoden weniger Berücksichtigung, weil sie nicht so vollkommen sind wie die der Wissenschaft? Warum soll denn die Methodenlehre rein normativ sein, uns nur belehren über das, was sein soll, und nicht über das, was ist? Gerade nun bei der Analogie, diesem so eminent volkstümlichen Denkmittel, bot sich mir daher die günstigste Gelegenheit, einen kleinen Ansatz zu einer Methodenlehre des naiven Denkens zu machen.

---

*) Trotz alledem wird der erst im dritten Kapitel zu behandelnde Analogieschluss nicht nur den umfangreichsten, sondern auch den wichtigsten Teil der Arbeit bilden.

**) S. z. B. Stanley Jevons, principles of science, W. Wundt Logik II. Band, Methodenlehre; u. A.

Wohl weiss ich, dass auch die Analogie, soweit sich die Wissenschaft ihrer bedient, einer eingehenden Untersuchung bedarf, ich hoffe dieselbe einmal später leisten zu können; die vorliegende Arbeit aber beschränkt sich auf die Analogie im volkstümlichen Denken: daher wird nicht nur die eigentliche Wissenschaft noch unberücksichtigt bleiben, sondern auch andere Gebiete, z. B. die Kunstpoesie, bei denen der Gebrauch der Analogie Sache systematischer Reflexion ist.

Den oben angedeuteten Grundsätzen gemäss möge man auch nicht erwarten, dass ich meine Arbeit mit einer starren Definition der Analogie beginne, in welche alle hierhergehörigen Erscheinungen dann hineingezwängt werden müssen. Denn da ich versuchen will, die Analogiethätigkeit allmählich aus ihren primitivsten Anfängen entstehen zu lassen, so können die zu ihrem Vollzug nötigen Bedingungen sich nur Schritt für Schritt herausstellen und erst im Anschluss hieran ist eine einigermassen erschöpfende Angabe der Merkmale denkbar*).

*) S. S. 12.

Erstes Kapitel.

Die Entwicklungsstadien menschlicher Analogiethätigkeit.

Alle Analogiethätigkeit zeigt in der psychologischen Analyse eine nahe Verwandschaft mit der Thätigkeit der Reproduction und beruht mit dieser auf Eigentümlichkeiten unseres Seelenlebens, die wir vorläufig als letzte Thatsachen anzusehen haben. Diese Eigentümlichkeiten bestehen erstens darin, dass mehrere Einzelvorstellungen, die gleichzeitig oder in unmittelbarer Folge dagewesen waren, die Neigung haben, eine festere Verbindung mit einander einzugehen; und zweitens darin, dass durch ein- oder mehrmaligen Ablauf einer solchen Vorstellungsverbindung eine Disposition geschaffen wird für Wiederholung des Ablaufes, sobald einzelne Elemente der Verbindung im Bewusstsein erneuert worden sind. Beides sind längst bekannte Vorgänge, die Grundprozesse unseres gesamten Vorstellungslebens.

Wir werden im Folgenden mit a, b, c, die Elemente einer augenblicklichen Vorstellungsassociation, mit a_1, b_1, c_1 die entsprechenden Elemente einer früheren bezeichnen. Tritt nun durch irgend einen Anlass (z. B. eine sinnliche Wahrnehmung) a in das Bewusstsein, so wird dies vermittelst der durch die ehemalige Verbindung a_1, b_1, c_1 geschaffenen Disposition die Elemente b und c ganz unmittelbar nach sich ziehen. Das Elementarste ist, dass b und c garnicht als Glieder eines früheren Vorstellungsinhalts erkannt, sondern

geradezu dem a als gleichberechtigt zugeordnet werden. Durch das Wiedereintreten von a ist das Räderwerk der alten Verbindung aufgezogen und läuft nun in den früheren Gleisen ab, und der Mechanismus von b und c ist mit der Auslösung von a ganz ebenso verknüpft, wie ehemals b_1 und c_1 es mit a_1 gewesen sind. Wenn unsere beiden Augen von zwei Bildern getroffen werden, die um ein Geringes gegen einander verschoben sind, so haben wir unmittelbar den Eindruck des Plastischen, des Dreidimensionalen, selbst wenn in Wirklichkeit die Bilder (wie im Stereoskop) völlig flächenhaft sind. Woher kommt dies? Die Erfahrung hat es in zahlreichen Fällen erwiesen, dass, wenn die Augen von etwas verschiedenen Bildern getroffen wurden, die tastende Wahrnehmung an eben diesen Bildern eine körperartige Gestalt entdeckte. Diese Vorstellung des Körperlichen hat sich deshalb mit jenem Gesichtseindruck so fest verbunden, dass das Eintreten des letzteren von nun an sofort die Tiefenanschauung als etwas unmittelbar damit Zusammengehöriges nach sich zog, ohne Hilfe des Tastsinnes, ja auch ohne die Erinnerung, dass früher der Tastsinn die Vermittlung übernehmen musste. Dieser Zusammenhang ist so stark, dass wir selbst da, wo wir den wirklichen Flächencharacter der Bilder kennen (wie beim stereoskopischen Sehen), uns nicht mehr von der Körperanschauung losreissen können.

Derartige Prozesse vollziehen sich fortwährend im Seelenleben des Tieres und des Menschen. „Der unmittelbare Eindruck*) liefert uns fast immer nur ein ungefähres Schema der Gegenstände, das wir dann mit unseren Reproductionen ausfüllen.“ (Allerdings ohne dass wir uns dessen bewusst

*) W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. III. Aufl. Bd. II. S. 367.

werden, eine blosse Reproduction vor uns zu haben). „So erscheinen uns die rohen Pinselstriche einer Theaterdekoration, die in den oberflächlichsten Umrissen das Bild einer Landschaft andeuten, aus der Ferne und bei Lampenlicht gesehen in der vollen Naturtreue der wirklichen Landschaft.“ (ibid.). Es gewinnen hier also die associierten Glieder b und c auf ganz unmittelbare Weise Erkenntniswert, indem sie als Merkmale von Objecten angesehen werden, welche die Wahrnehmung uns nicht liefert. Wir haben hier also schon, wenigstens dem Resultat nach, den Analogieschluss in seiner elementarsten Gestalt vor uns, indem die Übereinstimmung in gewissen Elementen dazu führt, auch die in anderen anzunehmen, freilich ohne dass auch nur das geringste Bewusstsein von den Prämissen vorhanden ist.

Diese Ergänzung eines gegenwärtigen Vorstellungsverlaufes durch unbewusste Reproduction eines ähnlichen früheren kann nun aber auch eine andere Richtung nehmen. Es vermögen nämlich mit Vorstellungen sich nicht nur wieder Vorstellungen, sondern auch motorische Vorgänge zu verbinden und zwar so fest, dass das blosse erneute Auftauchen der Vorstellungen sofort zum Vollzug der Thätigkeit überführt. Was geht z. B. bei der Dressur eines Tieres vor? Auf künstlichem Wege (durch Gewalt, durch List u. s. w.) werden gewisse Handlungen des Tieres hervorgerufen (so beim Pferde das Sichstellen auf die Hinterbeine) und gleichzeitig gewisse Sinnesvorstellungen geweckt (etwa die Gesichtswahrnehmung einer vom Dresseur hochgehaltenen Peitsche); dies wird öfters wiederholt, so dass die Gesichtswahrnehmung mit der Bewegung eine Verbindung eingeht. Sieht nun wieder einmal das Pferd die Peitsche in der bekannten Stellung, so tritt dadurch die alte Verbindung in Actualität und läuft vollständig ab, d. h.,

führt unmittelbar zu der damit zusammenhängenden Bewegung: das Pferd hebt die Vorderbeine in die Höhe.

Wie auf dem oben beschriebenen Prozess die primitivste Erkenntnisthätigkeit beruht, so auf letzterem alle ursprüngliche motorische Regsamkeit des Menschen, soweit sie nicht reine Reflexbewegung ist. Beide kann man unter dem Namen der unwillkürlichen analogistischen Ergänzung zusammenfassen.

Es giebt übrigens auch psychische Thätigkeiten, in denen diese zwei Arten analogistischer Ergänzung gemeinschaftlich auftreten. So sagt das kleine Kind beim Anblick eines weiblichen Wesens: „Mama"; warum? Weil früher die Lautvorstellung und die Äusserung dieses Wortes mit der Gesichtsvorstellung eines weiblichen Wesens einige Male gleichzeitig gewesen war. Allerdings hat das Kind absolut kein Bewusstsein davon, dass die jetzige Wahrnehmung mit einer früheren übereinstimme, die ebenso benannt worden sei; vielmehr zieht die erneute Gesichtsvorstellung die Lautvorstellung unmittelbar mit sich ins Bewusstsein und die Lautvorstellung, die stets im Anschluss an die entsprechende Äusserung dagewesen war, führt auch jetzt wieder direct zu einer Verlautbarung, also einer Thätigkeit, über: d. h. der gegenwärtig gesehenen Frau wird die Bezeichnung „Mama" beigelegt.*)

Eigentümlicher Weise nun ist eine solche analogistische Ergänzung, obwohl sie schon eine Art Analogieschluss in sich enthält, dennoch eine

---

*) Schon G. Vico (Grundzüge einer neuen Wissenschaft u. s. w., deutsch von Weber S. 135) bemerkt: „Es ist Natur der Kinder, dass sie nach und mit den Ideen und Namen von jenen Männern, Frauen und Dingen, welche sie zuerst kennen gelernt, nachher alle diejenigen Männer, Frauen und Dinge auffassen und benennen, welche mit jenen ersten einige Aehnlichkeit oder Beziehung haben."

primitivere, weniger komplizierte Thätigkeit als jene, die zum blossen Konstatieren von Ähnlichkeiten, zum blossen Bilden von Analogieen führt; ja letztere geht aus ersterer als deren höhere Entwicklungsstufe hervor.

Der Vorgang, wie er bisher geschildert wurde, hatte zur Voraussetzung, dass die der neuen Wahrnehmung eigenmächtig hinzugefügten Elemente thatsächlich ergänzt werden können. Allein das ist nicht immer der Fall. Denken wir uns wieder das Kind, in welchem sich an den erneuten Anblick eines weiblichen Wesens die frühere Association der Lautvorstellung „Mama" anzuschliessen strebte. Denken wir uns ferner, zu dem Vorstellungskomplex seiner Mutter gehöre auch eng die Vorstellung einer kleinen Gestalt. Diese würde nun ohne weiteres dem jetzt gesehenen Wesen beigelegt werden. Aber die directe Wahrnehmung liefert nun schon eine Bestimmung von deren Gestalt und zwar, wie wir annehmen wollen, die einer grossen Figur. So ist denn die Anschmelzung des Merkmals „kleine Gestalt" unmöglich und der unbewusste Analogieschluss unvollziehbar. Der Mensch in den ersten Lebensstadien steht dann dieser Erscheinung hilflos gegenüber, allein allmählich sucht er sich den neuen Verhältnissen anzupassen; die Nichtübereinstimmung eines wahrgenommenen Merkmals b und eines associierten c_1 leitet bei ihm nun eine neue psychische Thätigkeit ein. Er erkennt, dass die frühere Verbindung a_1 c_1 und die jetzige a b nicht verschmelzbar sind und er scheidet sie somit als zwei Wahrnehmungen. Er bemerkt, dass a und a_1 nicht identisch, sondern nur gleiche Teile verschiedener Vorstellungsgruppen sind, kurz, er wird sich dessen bewusst, dass a_1 c_1 nichts ist als eine Reproduction, und er sagt: die neue Wahrnehmung a b erinnert mich an die alte a_1 c_1. Bewusste Erinnerung findet also erst

dann statt, wenn der schlussähnliche Vorgang gehemmt ist, sie ist ein höherer psychischer Akt als jener. So sagt Wundt*) „der Hörer eines Vortrags ergänzt die mangelhaft gehörten Laute und bemerkt diese Hülfe, die ihm die Reproduction gewährt, in der Regel erst, wenn ihm ein Missverständniss begegnet," d. h., wenn er die Unvereinbarkeit der Wahrnehmung mit der associierten Vorstellung erkennt. Das Eintreten der Erinnerung beruht also auf zwei Voraussetzungen: Damit eine frühere Vorstellung reproduciert werden kann, muss sie mit einer gegenwärtigen einige Merkmale übereinstimmend haben; damit sie als blosse Reproduction aufgefasst werden kann, muss sie in einigen Merkmalen von der gegenwärtigen sich unterscheiden. Je nachdem nun die einen oder anderen Elemente im Vordergrunde stehen, wird der Character des Erinnerungsbildes bestimmt. Legt man auf jenes Element die Hauptbetonung, durch welches Wahrnehmung und Reproduction sich unterscheiden, so haben wir die sogenannte Ideenassociation dureh Contiguität in Raum und Zeit (so wenn man beim Anblick eines Ortes an ein Ereignis denkt, das sich dort zugetragen, wenn man beim Vernehmen des Wortes „Hermann" an „Dorothea" erinnert wird.) Ist man sich aber vornehmlich dessen bewusst, dass die beiden Vorstellungskomplexe in gewissen Elementen übereinstimmen, so ist eine Association durch Ähnlichkeit gegeben;**) ja die Möglichkeit des Ähnlichkeitsbegriffs beruht zum allergrössten Teile auf dieser Art von Erinnerung.***)

*) A. a. O. S 367.

**) E. ähnl. Erklärung d. Associationsformen giebt Wundt, Philos. Stud. VII.

***) Ich sage „zum grössten Teile"; denn zur Constatierung einer Aehnlichkeit ist es garnicht immer nötig, dass die eine der verglichenen Vorstellungen erst durch die Erinnerung geliefert werde; vielmehr können zwei gleichzeitige Wahrnehmungen

Der Unterschied zwischen Ähnlichkeit und Analogie wird nun darin gefunden, dass jene von der Übereinstimmung der Einzelmerkmale, diese von der Übereinstimmung der Verhältnisse zwischen denselben gelte.*) Indessen ist der Unterschied ein fliessender. Fast nie beschränkt sich eine Ähnlichsetzung nur auf ein oder mehrere isolierte Merkmale, sondern schliesst meist auch deren Beziehungen in sich ein. Eine blosse Ähnlichkeit könnte man höchstens bei einzelnen Sinneseindrücken, z. B. zwei Farben, zwei Tönen u. s. w. constatieren. Aber schon Übereinstimmung von Gestalten müsste man zu den Analogieen zählen. Wenn wir die Gesichtszüge eines Kindes denen seines Vaters „ähnlich" finden, so ist keine einzige Linie, isoliert betrachtet, gleich, vielmehr sind sie am Kinde alle kürzer, und die Gleichheit erstreckt sich nur auf die Richtungsunterschiede der Linien, auf die Winkel, auf die Stärke der Krümmungen, kurz, lediglich auf die Verhältnisse. Wenn man ferner die Geliebte als die „Sonne des Lebens" bezeichnet, so ist dies keine eigentliche Ähnlichkeit, sondern eine Analogie, denn die Übereinstimmung bezieht sich auf den Zusammenhang, welcher zwischen dem genannten Gegenstand und der in uns erzeugten Glut oder heiteren Stimmung obwaltet. In dieser Weise lässt sich mit verschwindenden Ausnahmen jede Ähnlichkeit in ein Analogie-Verhältnis auflösen; genügt doch für letzteres, dass unter den übereinstimmenden Elementen sich auch Beziehungen

---

auch als ähnlich befunden werden. In diesem Falle ist das räumliche Auseinander das hauptsächlichste trennende Merkmal, welches ein Identifizieren der beiden Wahrnehmungen unmöglich macht. Allein die weitaus meisten Aehnlichkeiten beruhen auf successiven Wahrnehmungen, deren eine als Erinnerungsbild vorhanden ist. Selbst scheinbar gleichzeitige Eindrücke verwandelt man oft in successive dadurch, dass man die Aufmerksamkeit zwischen ihnen wechseln lässt.

*) Aristoteles Metaph. θ 6. 1048 b. 7.

zwischen Einzelmerkmalen befinden. Früher hatte die Analogie allerdings eine engere Bedeutung, indem sie sich nur auf rein quantitative Verhältnisse bezog;*) allein der moderne wissenschaftliche Sprachgebrauch weist ihr einen erweiterten Sinn zu, und in diesem soll sie hier immer besprochen werden.

Das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtung ist also:

Damit wir zwei Vorstellungskomplexe in Analogie setzen oder eine Analogie zwischen ihnen bilden, sind folgende vier Bedingungen nötig:

Erstens muss die Möglichkeit geboten sein, dass der eine Komplex durch den anderen (willkürlich oder unwillkürlich) reproduciert wird, d. h. beide müssen übereinstimmende Elemente besitzen.

Zweitens müssen im Bewusstsein diese übereinstimmenden Glieder vorherrschen.

Drittens müssen sie mindestens zum Teil durch Beziehungen zwischen den Einzelmerkmalen gebildet werden.

Viertens endlich müssen die unterscheidenden Elemente doch einen solchen Einfluss auf den Vorstellungsverlauf besitzen, dass die beiden Komplexe als zwei getrennte auseinandergehalten werden.

Durch die erste Bedingung wird jedwede Erinnerung überhaupt erst möglich gemacht, die zweite bezeichnet den Unterschied zwischen Ideenassociation durch Contiguität und der Ähnlichsetzung im allgemeinen, die dritte unterscheidet die Ähnlichsetzung im allgemeinen von der Analogiebildung im besonderen, und die vierte stellt die

*) Aristoteles braucht das Wort *ἀναλογία* lediglich in quantitativem Sinne, während er für qualitative Verhältnisse den Ausdruck *τὸ ἀνάλογον* hat. (S. z. B. Metaph. *N.* 6. 1093 b. 18.) Kant dagegen unterscheidet Analogie von der Proportion gerade durch den qualitativen Charakter. (Krit. d. r. Vern. 222.)

Abweichung dar, die zwischen der Analogiebildung und der unwillkürlichen analogistischen Ergänzung besteht.

Verschiedene Arten von Analogiebildungen werden nun dadurch bestimmt, dass die sie erzeugende Reproduction, sowohl willkürlich als auch unwillkürlich sein kann. Denn wird schon durch den vom Willen unbeeinflussten Vorstellungsverlauf eine Fülle von Analogieen hervorgerufen, so sind andererseits fortwährend mannigfaltige Motive wirksam, die absichtlich der Reproduction eine zu solchen Gebilden führende Richtung verleihen. Man kann nun wiederum zwei Gruppen derartiger Beweggründe unterscheiden:

1. Beweggründe, denen es an der Erzeugung der Analogieen an und für sich allein liegt, denen sie also Selbstzweck ist,
2. Beweggründe, die in derselben nur ein Mittel finden zur Befriedigung anderweitiger Bedürfnisse, denen sie also nur ein Durchgangspunkt zu weiteren Thätigkeiten ist.

Wie aber vermag die Analogie zu einem solchen Durchgangspunkt zu werden? Einfach dadurch, dass sie eine Ausgestaltung erfährt, wie wir sie schon in elementarster Form oben gefunden hatten: sie erhält wieder eine Ergänzung, nur dass diese jetzt nicht unwillkürlich, sondern unter dem Einfluss des Willens, ja auf dessen Antrieb hin sich vollzieht. Der Mensch sucht also zu einem gegenwärtigen Wahrnehmungsinhalt einen analogen früheren und benutzt dann Elemente dieses letzteren, um damit Lücken des gegenwärtigen Komplexes auszufüllen. Hier gewinnt erst der Beziehungscharakter des gesamten Analogievorgangs eine fundamentale Bedeutung, denn die Ergänzung wird dadurch allein möglich, dass man zwischen dem ergänzten Elemente und einem anderen der augenblicklichen Wahrnehmung eine gleiche Beziehung

voraussetzt, wie sie zwischen den zwei entsprechenden Elementen der reproducierten Vorstellung bestehen. Die Ergänzung kann nun wiederum (ebenso wie oben) entweder durch eine Vorstellung oder durch eine Thätigkeit gebildet werden; letzteres findet nur in beschränkter Weise Anwendung, dagegen ist die erstere Art der Ergänzung als Analogieschluss zum wichtigsten Werkzeug des gesamten menschlichen Erkenntnislebens geworden.

So zerfällt denn die Analogiethätigkeit der menschlichen Psyche in zwei grosse Hauptgebiete: in das (unwillkürliche oder willkürliche) Bilden von Analogieen und in die (unwillkürliche oder willkürliche) Ergänzung durch Analogieen, welch' letzteres Gebiet zum weitaus grössten Teile von dem Analogieschluss eingenommen wird.*)

Obwohl ich bei einer summarischen Übersicht auf die einzelnen angedeuteten Thatsachen nicht ausführlicher einzugehen brauche, so muss ich doch schon an dieser Stelle einen Punkt hervorheben, der die zwischen den Einzelgebieten obwaltenden Beziehungen zum Gegenstande hat. Die verschiedenen Analogiephänomene sind nämlich nichts weniger als starr gegeneinander abgeschlossene Gebilde; vielmehr bestehen zwischen ihnen fliessende Übergänge und eine Reihe von Zwischenstadien; wir sehen dieselben Vorstellungsgruppen bald in dieser bald in jener Form, ja die Unbestimmtheit der naiven Denkungsweise hat sogar oft zur Folge, dass man nicht mit Sicherheit sagen kann, welcher

*) Schon Vico hat diese Zweiteilung im wesentlichen erkannt, nur dass er die unwillkürliche analogistische Ergänzung, die der Analogiebildung vorangeht, übersah. Er sagt (a. a. O. S. 267). „Die Ordnung der menschlichen Ideen ist, auf die ähnlichen Dinge aufmerksam zu sein, zunächst um sich deutlich zu machen, sodann um zu beweisen, und zwar zunächst durch das Beispiel, das sich mit einem einzigen ähnlichen Gegenstande begnügt, zuletzt durch die Induction, die deren mehrere bedarf."

Gattung ein Denkprozess angehört. Dies zeigt sich schon bei dem Verhältnis des unbewussten zum eigentlichen Analogieschusse, Nicht nur bei verschiedenen Personen, sondern auch in einem Individuum zu verschiedenen Zeiten wird dieselbe Folgerung bald ganz mechanisch, bald unter klarster Auffassung der Prämissen vollzogen. Auch sind völlige Unbewusstheit und ganz deutliches Bewusstsein nur Anfangs- und Endpunkt einer langen stetigen Reihe, deren mannigfaltige Phasen beim Zustandekommen des Schlusses wirksam sein können. Wegen dieser fliessenden Übergänge wird die Erörterung, welche wir der primitivsten Gestalt der analogistischen Ergänzung, der unwillkürlichen, widmen, von der der vollkommneren nicht gut zu trennen sein.

Viel bedeutungsvoller noch für das gesamte Gefüge volkstümlichen Denkens sind jene Übergangsbeziehungen, die sich zwischen der blossen Analogiebildung und dem Analogieschluss finden. Es giebt eine grosse Klasse von Analogieschlüssen, welche aus der Übereinstimmung mehrerer Elemente nicht die Übereinstimmung weiterer Einzelelemente, sondern die Identität der beiden verglichenen Vorstellungen, bezw. ihre Zugehörigkeit zu derselben Gattung folgern. Derartige Gedankenprozesse zeigen nun eine sehr nahe Verwandtschaft mit dem Prozess des blossen Analogie-Bildens, eine Verwandtschaft, die oft Vermischungen, Verwechselungen, Vertauschungen der beiden Denkformen verursacht. Ungenauigkeit ist eines der hervorstechendsten Merkmale des naiven Denkens, das in seinen mannigfachen, oft höchst eigentümlichen Folgen noch nicht die genügende Beachtung gefunden hat. Die Vernachlässigung dieses Merkmals hat zu manchen schiefen Auffassungen geführt, indem man naiven Denkprozessen eine Schärfe und Bestimmtheit unterlegte, die sie in Wirklichkeit

nicht besassen, und ihnen eine genau umgrenzte Bedeutung zuschrieb, während sie nur in einem tappenden unsicheren Schwanken bestanden. Ein solches Schwanken nun tritt vielleicht am drastischsten zu Tage zwischen der blossen Analogie und dem über sie hinausgeführten Schlusse. In der blossen Ähnlichsetzung ist schon eine starke Tendenz vorhanden, zur Gleichsetzung überzugehen. Bald wird sie ausdrücklich vollführt, bald ausdrücklich unterlassen; oft aber ist der denkende Mensch sich selbst durchaus nicht klar darüber, in welchem Sinne er die Beziehung zwischen den verglichenen Vorstellungen auffasst. Ein deutliches Spiegelbild dieser Unbestimmtheit ist die sprachliche Formulierung. Während es zahlreiche Ausdrucksweisen giebt, die unzweideutig die blosse Ähnlichsetzung bezeichnen (der Berg erinnert mich an einen Zuckerhut, er sieht aus wie ein Zuckerhut, er gleicht einem Zuckerhut, er ist einem Zuckerhute ähnlich), erscheint zur Bezeichnung der Gleichheit meist die Copula. Indessen drückt dieses vieldeutige Wörtchen nicht, wie man früher annahm, einzig und allein Identität oder Subsumtion aus, sondern kann zur Benennung von fast allen denkbaren Beziehungen zwischen zwei Vorstellungen verwandt werden. Wenn nun der Mensch eine solche Beziehung durch die Copula ausspricht, so ist damit nicht nur für den Hörer unbestimmt geworden, in welchem speziellen Sinne er den Zusammhang auffassen soll, sondern sogar der Redende selbst ist sich durchaus nicht immer klar bewusst, welche Beziehung er denkt. Und war ihm dies auch ursprünglich klar, so wird doch durch den Gebrauch jener Partikel die Möglichkeit ausserordentlich nahe gelegt, allmählich eine andere Beziehung dem Ausdruck unterzuschieben. Wenn daher zwei Vorstellungen, die in gewissen Elementen übereinstimmen, durch die Copula verbunden sind, so beweist dies noch nicht,

dass stricte Identität gemeint ist; vielmehr kann auch blosse Analogie oder auch ein zwischen beiden liegendes Mittelding unbestimmt gedacht sein. Die Vorstellung ist dann gleichsam in der Schwebe zwischen Ähnlichkeit und Gleichheit, sie laviert hin und her zwischen bildlichem und eigentlichem Sinne. Wenn Kinder, welche ein Spiel veranstalten, die Rollen verteilen mit den Worten: Ich selbst bin die Mutter, du bist der Vater, du bist die Magd u. s. w., so geschieht dies mit einem solchen Ernst, dass sie sich beinah wirklich für identisch mit den gedachten Personen halten, wobei aber doch nicht völlig das Bewusstsein der blossen Annahme, der Analogiebildung verloren geht. Von einem Portrait sagt man: Dies ist mein Vater; und obwohl man genau weiss, dass jenes nur ein dem Vater ähnliches Gebilde ist, so legt man doch in die Ähnlichkeit auch eine gewisse Solidarität zwischen beiden hinein, so dass z. B. eine Verletzung des Bildes so empfindlich wirkt, als würde das lebende Wesen davon betroffen. Und bekannt sind die Folgen, welche die verschiedenartige Auffassung der Copula in den neutestamentarischen Worten: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut" (vom Brot und Wein) nach sich gezogen hat.

Ein Gleiches geschieht, vielleicht in noch stärkerem Masse, bei der Metapher. Hier wird der Gegenstand der neuen Vorstellung gar nicht mehr genannt, sondern sogleich durch die reproducierte ersetzt. Und auch hier finden sich alle Phasen vertreten: Das klare Bewusstsein, dass man nur ein Bild gebraucht und damit das Object selbst garnicht bezeichne, ein unbestimmtes In-der-Mitte-Schweben und endlich gänzliches Vergessen der Bildlichkeit und Übergehen in volle Identität. Der Laie hat bei Anwendung des Wortes „Eindruck" keine klare Vorstellung davon, ob er in der That eine von den äusseren Objecten in seine Psyche

eingedrückte Spur oder nur einen dem irgendwie analogen Vorgang meint.*) Insbesondere findet sich dieses unsichere In-der-Mitte-Schweben bei der Übertragung menschlicher und seelischer Eigenschaften auf die leblosen Objecte der Aussenwelt. Während die naive mythologische Anschauung Bäume, Steine und Quellen mit seelenbegabten Wesen identificiert, sind jene fortwährenden Personificationen, wie sie die Sprache gebraucht, nicht mehr ganz aufrichtig gemeint, aber ebensowenig klar als Bilder gedacht; es ist eine verwaschene unbestimmt hin- und herschwankende Vorstellung, wenn man den Donner „grollen" und den See „lächeln" lässt, wenn man findet, dass die Sonne es „zu gut" meine oder der Regen nicht aufhören „will". Die besonders ausgebildete Fähigkeit zu solchen Personificationen „mit Vorbehalt"**) begründet den Character der ästhetischen Weltauffassung, und der Dichter kann daher Tiere, Wasser und Pflanzen sprechen lassen und mit allen möglichen menschlichen Eigenschaften ausstatten, ohne einerseits in den mythologischen Aberglauben zu verfallen, und ohne andererseits eine klare Vorstellung von dem rein allegorischen Character seiner Gebilde zu haben. Einem gleichen Gedanken giebt Friedr. Vischer in Bezug auf „das Symbol" Ausdruck:***) „Dem unfreien Bewusstsein ist es recht eigentlich und ganz Ernst mit seiner Verwechselung, jetzt aber ist die Rede von einem freien Bewusstsein, dem es mit der Hinüberver-

*) Von dem entsprechenden Terminus in der griechischen Sprache „*τύπωσις*" führt Eucken in der (Geschichte der philosophischen Terminologie an: „Für Plato und Aristoteles war es ein blosses Bild, wenn sie das Verbleiben der Vorstellung im Gedächtnis mit dem eines Siegelabdrucks in Wachs verglichen, aber bei den Stoikern vergröberte sich diese Auffassung" und wurde als bare Münze genommen.

**) So nennt sie Friedr. Vischer.

***) Philosophische Aufsätze, Ed. Zeller gewidmet S. 169.

setzung der eigenen Seele in einen Gegenstand nur — wie soll man sagen? halb Ernst, nur schwebender Ernst, nur im Moment der ästhetischen Stimmung Ernst ist."

Endlich sei ganz kurz der Gebrauch einiger Termini erläutert, die uns im Folgenden öfters begegnen werden, sie sollen die Gebiete bezeichnen, auf denen und zwischen denen die Analogie Anwendung findet. Die gesamten Thatsachen unserer Erfahrung lassen sich bekanntlich am besten in die beiden Gruppen der äusseren und inneren Erfahrung zerlegen. Da nun zu jedem Analogieprozess zwei Vorstellungskomplexe nötig sind, so ergeben sich, je nach der Zugehörigkeit derselben zu den genannten Erfahrungsgebieten, vier Arten von Analogieen, die ich folgendermassen benennen will:

1. Äussere Analogie; beide Komplexe sind der äusseren Erfahrung entnommen (Bezeichnung des Kameels als Schiff der Wüste).

2. Objectivistische Analogie; der reproducierende Komplex gehört der inneren, der reproducierte der äusseren Erfahrung an, d. h. es werden Objecte der Aussenwelt herbeigezogen, um von seelischen Zuständen eine klarere Anschauung zu gewinnen, oder um von ihnen etwas neues auszusagen (s. z. B. oben die Ausführungen über die Analogiebildung „Eindruck"),

3. Subjectivistische Analogie; der umgekehrte Vorgang: Ausseren Thatsachen werden innere subjective untergeschoben (dies ist vielleicht die wichtigste und verbreitetste Art der Analogie, auf ihr beruht alle Personification und Mythenbildung).

4. Innere Analogie: Zustände unseres Innenlebens werden mit einander verglichen (hierher gehört z. B. die Analogie der Empfindungen).

Zweites Kapitel.

Bildung von Analogieen.

I.

Unwillkürliche Bildung von Analogieen.

Der unbewusste Analogieschluss, jener psychische Prozess, durch welchen einer neuen Wahrnehmung unmittelbar Bestandteile einer alten ähnlichen beigelegt werden, ohne dass jedoch diese alte als solche gesondert ins Bewusstsein käme, wird uns wegen der vielen Fäden, die ihn mit dem eigentlichen Analogieschluss verknüpfen, erst später beschäftigen. Bei ihm ist die Reproduction natürlich eine unwillkürliche, da die reproducierte Vorstellung überhaupt nicht die Schwelle des Bewusstseins überschreitet. Wird nun der Vollzug jenes Schlusses, wie oben beschrieben, dadurch gehemmt, dass gewisse Merkmale der alten mit solchen der neuen Vorstellung unvereinbar sind, so führt die unwillkürliche Reproduction nur dazu, dass die beiden Vorstellungen als ähnlich aufgefasst werden, bezw. dass zwischen ihnen eine Analogie gebildet wird. Während also ein kleines Kind beim Anblick eines gezeichneten Kreises sofort ausruft „Teller" und damit einen Schluss vollzieht, wird der erwachsene Mensch, angenommen, dass überhaupt durch den Kreis die Vorstellung des Tellers in ihm reproduciert wird, sich begnügen zu sagen: diese Zeichnung erinnert mich an einen Teller, indem ihm sofort beim Auftauchen des Vorstellungskomplexes „Teller" auch das Material,

die Vertiefung u. s. w. ins Gedächtnis tritt und er den Widerstreit dieser Merkmale mit der vorliegenden Wahrnehmung erkennt.

Der primitive Analogieschluss muss also um so weiter vor der Konstatierung von Analogieen zurückweichen, je mehr die Fähigkeit genauerer Wahrnehmung und klarerer Erkenntnis sich vervollkommnet. Denn mit der grösseren Anzahl der Merkmale einer Vorstellung, die ins Bewusstsein gelangen, verringert sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Übereinstimmung mit den Merkmalen der früheren Vorstellung durchgängig und widerspruchslos ist; andererseits erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass wenigstens einige Elemente Übereinstimmung zeigen, und so haben wir hier eine Hauptquelle für jene Fülle von Bildern, Vergleichungen u. s. w., an denen das naive Denken so reich ist.

Ist also für die tiefste Stufe des naiven Denkens bei Mensch und Tier der unbewusste Analogieschluss ein hervorstechendes Merkmal, so characterisiert sich eine fortgeschrittenere (aber immer noch verhältnismässig niedere) Entwicklungsphase durch das Auftreten und das Vorherrschen von Analogie-Bildungen infolge unwillkürlicher Reproduction. Hierdurch erhält das Denken zum Teil jene besondere Färbung, welche man am besten als „Bildlichkeit“ oder „Gegenständlichkeit“ bezeichnen kann. Es besteht nämlich bei dem naiven Menschen die Neigung, in Schilderungen nicht die einzelnen Merkmale des zu schildernden Gegenstandes aufzuzählen, sondern ihn in Analogie mit anderen Gegenständen zu bringen, mit denen er die Merkmale gemeinsam hat. So sagte ein mir bekannter kleiner Franzose von etwa 14 Jahren, als er in humoristischer Weise einem Jahrmarktsausrufer nachahmte und zur Betrachtung eines Wilden aufforderte: „Entrez

messieurs et regardez ce monstre, il a une tête comme une citrouille, des cheveux comme des carottes et des doigts comme une araignée. Wir sehen hier also anstatt der einfachen Angaben: runder Kopf, strähnige Haare, dünne Finger, eine Reihe von Vergleichungen angeführt. Dies sind Bezeichnungen der Vorstellungen, welche vermöge der Gleichheit einiger Elemente reproduciert wurden. Das kindliche und überhaupt das natürliche Denken überlässt sich eben ganz passiv den auftauchenden Erinnerungen, es kennt nicht jene Selbstzucht, durch welche das wissenschaftliche Denken eine ungeheure Arbeitsersparnis möglich gemacht hat, indem es alles nicht zur Sache Gehörige streng ausschied und unterdrückte. Nein, der naive Mensch ist nicht ein rastloser Arbeiter, der sein Ziel auf dem kürzesten und schnellsten Wege zu erreichen sucht, er ist ein Spaziergänger, der nichts zu versäumen hat und daher hundertmal vom geraden Pfade abweicht, keine Blume ungepflückt, keinen Ausblick ungenossen lässt. Bei jedem Gegenstande, zu dem sein Denken gelangt, gönnt er sich Zeit um ähnliche Vorstellungen an die er sich erinnert, in den Brennpunkt des Bewusstseins treten und sich völlig ausleben zu lassen.*)

Es ist auch psychologisch betrachtet jene Gegenständlichkeit des Denkens elementarer als die Angabe von Merkmalen, welche sie ersetzen

*) Auch manche der sogenannten Volksetymologieen sind deutliche Zeugnisse dafür wie der nicht methodisch denkende Mensch sich jeder beliebigen irgendwie anklingenden Reproduction kritiklos überlässt. So wurde im Studentenliede aus der Tabaksfabrik zu Apolda ein „Apollo, der den Knaster präpariert"; (K. G. Andresen, über Deutsche Volksetymologieen S. 44) und ein Kind stellte einst, wie Agathon Keber berichtet, (Zur Philosophie der Kindersprache 1868 S. 39) die Frage: „ein Actuarius ist wohl einer der Aquariums macht?" Auch die bekannte Misdeutung der Wochentage Dienstag und Freitag gehört hierher.

soll. Denn zu letzterem gehört vor allem Abstraction, d. h. Loslösung einiger Elemente aus einem festen Vorstellungskomplex und Auffassung derselben als einer selbständigen Vorstellung. Derartige Einzelglieder vermögen sich aber nur dann loszulösen und zu verselbständigen, wenn sie oft als Bestandteile einer grösseren Anzahl von Gesamtvorstellungen aufgetreten sind, und hierzu ist das Bewusstwerden der letzteren von Nöten. Die Abstraction verlangt also die Reprodcution mehrerer Vorstellungen, die in gewissen Elementen übereinstimmen, die Analogiebildung kann schon erfolgen bei Reproduction einer einzigen und ist somit früher als jene möglich. Die Bildlichkeit des Denkens bedarf keiner Lostrennung der gleichen Elemente; hier entscheidet nur der allgemeine Eindruk der Ähnlichkeit, der sich garnicht der Merkmale bewusst zu sein braucht, durch welche diese Ahnlichkeit hervorgebracht wird.

Später werden wir übrigens ausser diesen passiven unwillkürlichen Reproductionen auch aktiv wirkende Motive kennen lernen, welche Gegenständlichkeit des Denkens herbeiführen.

Welches sind nun die Gebiete, denen die hier behandelte Analogiebildung ihre Gegenstände entlehnt? Da der ganze Act nur in dem ungewollten Wieder - Bewusstwerden früherer Vorstellungskomplexe besteht und von einer absichtlichen Auswahl derselben keine Rede sein kann, so werden naturgemäss die Objecte der reproductiven Thätigkeit einzig und allein durch die Leichtigkeit bestimmt, mit der eine früher dagewesene Vorstellung über die Schwelle des Bewusstseins zu treten vermag. Die Vorstellungen also, die dem Denken am schnellsten zur Verfügung stehen, die durch häufige Anwendung am geläufigsten geworden sind, oder die im Interesse des Individuums einen hervor-

ragenden Platz einnehmen, sie liefern das Material für die Analogiebildungen durch unwillkürliche Reproduction.

Diese bevorzugte Sonderstellung gewisser Vorstellungskreise ist nun entweder das Resultat vorübergehender seelischer Zustände, oder aber die Folge dauernder Einrichtungen und Verhältnisse. Zu den ersteren gehören vor allem die Zustände der Erwartung, Hoffnung und Furcht. Jeder weiss es aus eigener Erfahrung, wie man in diesen Stimmungen an einer beliebigen Wahrnehmung sofort Ähnlichkeiten mit dem erwarteten, erhofften oder gefürchteten Gegenstand zu finden glaubt. Allein die Psyche bleibt hier fast nie bei der blossen Konstatierung von Ähnlichkeiten stehen, sondern schreitet dazu fort, auch den wahrgenommenen mit dem erwarteten Gegenstand zu identificieren; wir begegneu hier also dem elementaren Analogie-Schluss und werden daher die Illusionen an einer späteren Stelle zu besprechen haben*).

Anders jene Ideenkreise, die beständig nahe der Schwelle stehen und deswegen zu allen Zeiten für Reproductionen am leichtesten disponibel sind. Da nehmen denn bei allen Menschen die Vorstellungen einen ganz besonderen Rang ein, die sich auf die menschliche Person beziehen. Steht doch das eigene Ich im Mittelpunkt der gesamten Gedankenwelt, und sind es doch wiederum von den Gegenständen seiner Umgebung die Mitmenschen, die sein Hauptinteresse in Anspruch nehmen. Die Regungen des Inneren und die Teile des Körpers werden sich daher besonders leicht als Reproductionen einstellen und das Hauptkontingent zu den unwillkürlich auftauchenden Analogieen bilden. Ausserdem aber hat ein jeder Mensch noch einen besonderen

*) S. Drittes Kapitel I a.

Schatz solcher Vorstellungen, die durch seine Beschäftigungsweise, seine Umgebung, seinen Stand bestimmt werden und gewissermassen immer sprungbereit liegen, um bei dem geringsten Anlass hervorzustürzen. Die Gedankengänge, in denen sich der Hirt von Jugend auf bewegt, sind andere als die, in welchen der Jäger heimisch ist; Ackerbauer und Arbeitsmann, Flachländer und Bergbewohner, sie alle werden durch neue Wahrnehmungen meist an Ähnlichkeiten gemahnt, welche aus ihren speciellen Thätigkeitsgebieten entnommen sind. Die Griechen bewohnten ein rings von der See umspültes Land. Die Anschauungen und Eindrücke, welche das Meer bot, gingen schon dem Kinde in Fleisch und Blut über und waren dem Erwachsenen Tag für Tag gegenwärtig; die entsprechenden Vorstellungen traten daher auch mit Sicherheit ins Bewusstsein, sowie ein neuer Eindruck nur in wenigen Punkten mit ihnen Übereinstimmung zeigte. Dies beweisen die Metaphern der griechischen Sprache.

Es sind also die Analogiebildungen, zu denen ein Individuum durch unwillkürliche Reproduction veranlasst wird, in gewissen Beziehungen ein Spiegelbild des Milieu's, in welchem es sich bewegt.

Ich möchte nicht von der Betrachtung der unwillkürlichen Analogiebildung scheiden, ohne zwei besondere Anwendungsarten derselben erwähnt zu haben, die von den oben behandelten wesentlich differieren. Hatten wir nämlich bisher vorausgesetzt, dass die psychischen Elemente, welche den beiden verglichenen Complexen gemeinsam sind, in Vorstellungen bestehen, so trifft dies nicht zu auf die sogenannten Analogieen der Empfindungen nnd auf die Analogieen zwischen Zeit und Raum.

Mit dem ersten Namen bezeichnen wir die Thatsache, dass Empfindungsqualitäten verschiedener Sinne uns unmittelbar als ähnlich, als verwandt

erscheinen. Nun kann zwar der Eindruck einer solchen Verwandtschaft, namentlich zwischen genau specialisierten Empfindungen, durch deren gleichmässige Association mit denselben Vorstellungen herbeigeführt werden. Allein viel ursprünglicher, viel unmittelbarer ist jene Quelle von Empfindungsanalogieen, die aus dem gleichen ihnen anhaftenden Gefühlstone entspringt. „So erscheinen uns tiefe Töne den dunklen Farben und dem Schwarz, hohe Tone den hellen Farben und dem Weiss angemessen. Der scharfe Klang z. B. der Trompete und die Farben der erregenden Reihe Gelb oder Hellrot entsprechen sich, ebenso andererseits die dumpfe Klangfarbe dem beruhigenden Blau . . . Alle diese Analogieen der Empfindung beruhen wahrscheinlich nur auf der Verwandtschaft der zugrunde liegenden Gefühle. Der tiefe Ton, als reine Empfindung betrachtet, bietet mit der dunkeln Farbe keinerlei Beziehung dar; aber da beiden der gleiche ernste Gefühlston anhaftet, so übertragen wir dies auf die Empfindungen, die uns nun selber verwandt zu sein scheinen.“*) Eine grosse Anzahl von solchen Empfindungsanalogieen, so namentlich die zwischen Gesichts- und Gehörseindrücken einerseits und zwischen Geruchs- und Geschmacksempfindungen andererseits sind durch sprachliche Ausdrücke festgelegt worden; auf sie werden wir daher noch einmal zurückkommen müssen. (S. III. Kap. II b.)

Ein Gleiches gilt vielleicht in noch höherem Masse von den Beziehungen zwischen Raum und Zeit, so dass ich mich hier auf kurze Andeutungen

---

*) W. Wundt, Phys. Psych. I., S. 530. — Es existieren bei gewissen Individuen noch engere Zusammenhänge zwischen Empfindungen verschiedener Sinnessphären, die aber wahrscheinlich auf rein physiol. Grundlage beruhen und nicht mehr als Empfindungsanalogieen sondern als Doppelempfindungen bezeichnet werden. S. u. A. Bleuler und Lehmann, Zwangsmässige Lichtempf. durch Schall.

beschränken kann. Jene Parallelität zwischen den Verhältnissen der beiden Anschauungsformen, welche in den verschiedensten Lebenssphären immer wieder und wieder zum Vorschein kommt und schliesslich in dem Zusammenhang zwischen Arithmetik und Geometrie ihren Höhepunkt erreicht, verdankt ihren Ursprung einer völlig unwillkürlichen Analogiebildung. Bei dieser aber darf als das tertium comparationis nicht inhaltliche Gleichheit von Vorstellungen oder Gefühlen angesehen werden, sondern lediglich die Anordnung und die Reihenfolge der Vorstellungen selbst. Haben doch thatsächlich die Raum- und Zeitanschauungen keine andere Aufgabe als die formale, Ordnung zu bringen in das Chaos unserer Vorstellungswelt; und zwar übernimmt der Raum dieses Amt für die gleichzeitigen Vorstellungen (die uns insbesondere durch Gesichts- und Tastwahrnehmungen erweckt werden), die Zeit für die successiven (wobei der Gehörssinn die Führung erhält). Dass sich in diesen Anordnungen nun Übereinstimmungen finden, ist um so eher denkbar, als wir uns die Raumanschauung wesentlich durch Bewegung unserer Augen (und der tastenden Hände) erzeugt vorstellen müssen; hierdurch lösen sich die simultanen Verhältnisse in zeitliche Aufeinanderfolge auf; wir erhalten beide Male Successionen von Eindrücken, welche viele gleiche Elemente in Bezug auf Schnelligkeit, Ausdehnung, Dauer, Continuität des Verlaufs besitzen können.

Analogieen, soweit sie sich nur als Producte unwillkürlicher Reproduction darstellen, sind Augenblicksgebilde, die durch ihr Auftauchen schon ihren Zweck erfüllen und in sich durchaus nicht die Anlage tragen, dauernd und constant zu werden. Sobald daher eine derartige Consolidierung erfolgt (und dies geschieht ausserordentlich häufig, sind doch alle sprachlichen Metaphern fixierte Analogieen),

müssen andere Ursachen dazu wirksam sein, und wir haben dann eine ausgesprochene Willenshandlung vor uns. Dies ist der Grund, dass viele Analogiebildungen, die unwillkürlicher Reproduction ihre Entstehung verdanken, doch erst im nächsten Abschnitt behandelt werden können, weil ihr Bestehen durch willkürliche absichtsvolle Thätigkeit herbeigeführt worden ist.

II.

Die Analogiebildung unter dem Einfluss des Willens, als Selbstzweck.

Auf eine dreifache Art vermag der Wille die Entwicklung der menschlichen Analogiethätigkeit zu beeinflussen.

Er kann erstens die ephemeren Bildungen der unwillkürlichen Reproduction festhalten, ihnen dauernden Wert verleihen und sie zu constanten Werkzeugen des menschlichen Denkens machen; er kann zweitens, wo sich von selbst Analogieen nicht aufdrängen, auf den Verlauf der Reproduction so einwirken, dass sie zu solchen hinführt, d. h. er kann Analogieen suchen; und drittens ist er im Stande, die äussere menschliche Thätigkeit dergestalt anzuregen, dass sie Analogiegebilde selbständig schafft.

Da es nun zahlreiche Gefühle giebt, die in und durch Analogieen ihre Befriedigung finden, so hat der Wille thatsächlich in allen drei bezeichneten Richtungen, namentlich in der zweiten, eine unermessliche Wirkung ausgeübt. Von den vielfachen hierzu thätigen Motiven seien im vorliegenden Abschnitt solche behandelt, denen die willkürliche Analogiebildung lediglich Selbstzweck ist. Wir begegnen hier einer höchst intensiven psychischen Arbeitsleistung, durchflochten und compliciert mit

den verschiedenartigsten Denkacten, insbesondere dem Analogie-Schluss in seinen mannigfaltigen Formen, sodass es oft schwer hält, sie rein und von fremdartigen Bestandteilen ungetrübt der Untersuchung zugänglich zu machen.

a. Erstes Motiv:
Das Verlangen, Fremdartiges bekannten Vorstellungskreisen zu assimilieren.

Wie verrährt der naive Mensch, wenn er neue Wahrnehmungen macht, die er nicht begreift, d. h. welche mit den bishergemachten nicht sofort in Zusammenhang zu bringen sind? Nicht gleichgültig steht er einem solchen fremdartigen Eindrucke gegenüber, vielmehr bereitet ihm dessen Rätselhaftigkeit meist ein bedrückendes, ja peinigendes Gefühl, von dem er sich gern befreien will. Diese Unfähigkeit der „Apperception“*) ist vielleicht der Unverdaulichkeit einer genommenen Speise vergleichbar; wie dort dem Magen, so wird hier der Psyche ein fremdartiges Element zugeführt, das sie den übrigen nicht zu assimilieren vermag, und wie jene eine physische, so bereitet diese eine starke psychische Unbehaglichkeit. Um sich von dieser unangenehmen Empfindung zu befreien, stehen dem Menschen zwei Mittel zur Verfügung: als erstes und ursprünglichstes die Allheilerin Zeit. Es ist merkwürdig genug: Für den naiven Menschen ist Verständnis und Gewöhnung fast dasselbe. Das Bedrückende und Mysteriöse eines neuen Eindrucks kann beseitigt werden durch blosse Wiederholung, und obwohl er dadurch meist dem eigentlichen Verständnis absolut nicht näher kommt, so hört er doch auf, neu und damit Ursache unbehaglicher Gefühle zu sein.

*) Letzteres Wort in Lazarus-Steinthal'schem Sinne genommen als Einverleibung einer neuen Vorstellung in schon vorhandene Vorstellungscomplexe.

Selbst die unheimlichsten Wahrnehmungen, die dem Menschen zuerst völlig unfassbar waren und Entsetzen einflössten, werden ihm, wenn er sie täglich sieht, bald vertrauter, er glaubt ihnen allmählich näher zu kommen und empfindet schliesslich das Geheimnisvolle des Vorgangs überhaupt nicht mehr. Der naive Mensch verlangt eben nicht, dass die Erscheinungen ihm verständlich sind, sobald sie ihm nur selbstverständlich sind. Die Speise bleibt zwar unverdaulich (um mich des obigen Bildes wieder zu bedienen), aber gleich dem Morphiumsüchtigen gewöhnt sich der Mensch so sehr an sie, dass ihm der Fremdstoff zu einem notwendigen Elemente der Ernährung wird und kein Missbehagen mehr bereitet.

Diese Art des „Begreifens" findet nun namentlich in den ersten Jahren des Menschenlebens statt; das Kind sammelt so die frühesten Eindrücke und schafft sich einen kleineren Kreis von vertrauten Vorstellungen, die dann zur Grundlage für weitere Erkenntnisse werden. Auch in späteren Lebensjahren begegnet man hin und wieder diesem Assimilationsprozess, namentlich wenn die Wiederholung eine sehr häufige und gleichmässige, periodische ist. Indessen gehört zum Vollzug desselben viel Zeit, und der Mensch hat, wenn sich ihm ein neuer Eindruck darbietet, meist nicht Lust, geduldig zu warten, bis der gemächliche Vorgang von selbst abgelaufen ist.

Denn täglich ändert sich das Bild, das die Welt ihm bietet, Fremdes und Unbekanntes stürmt fortwährend auf ihn ein, und sein geringer Erfahrungskreis liefert ihm nicht den Schlüssel zu diesen Hieroglyphen. Mächtige Ereignisse vollziehen sich, die tief in sein Leben eingreifen, von denen sein Wohl und Wehe abhängt, und die er doch nicht zu fassen vermag. Er möchte so gern im Stande sein, sie zu seinem Besten zu beeinflussen;

aber wie kann er das, ehe er sie versteht, ehe er weiss, was sie sind? So treibt ihn denn überall der Wunsch nach einem Verständnis der Erscheinungen, kein theoretischer Wissens- und Erkenntnisdrang etwa, sondern der Ausfluss elementarster Triebe, das Verlangen, ein stark ausgeprägtes Unbehagen zu unterdrücken und seine eigenen Lebensbedingungen günstiger zu gestalten. Diese Triebe nun setzen seinen Willen in Bewegung und veranlassen ihn, die Verbindung zwischen dem Bekannten und Unbekannten, die sich nicht von selbst bietet, zu suchen, ja sogar gewaltsam herzustellen. Er beeinflusst willkürlich seine Reproduction, bis sie ihm Vorstellungen liefert, die mit den neuen Wahrnehmungen einige Elemente gemeinsam haben, d. h. er besinnt sich auf solche, und sobald die übereinstimmenden Merkmale hierbei in den Vordergrund des Bewusstseins treten, ist die willkürliche Ähnlichsetzung, bezw. Analogiebildung vollzogen. So wie sie gefunden ist, hört auch jedes Missbehagen auf; ein Zusammenhang ist hergestellt zwischen den schon vertrauten Ideenkreisen und dem neuen Eindruck, eine Brücke geschlagen, die aus dem unbekannten Land in bekannte Gebiete führt; und ist der Steg auch nur sehr schmal und wankend, die Kluft auch abgrundtief, die er überbrückt, der naive Mensch hat keine Augen für diese Mängel, ihm genügt es, dass überhaupt eine Verbindung vorhanden. In der That, mit den entferntesten Ähnlichkeiten, mit den gesuchtesten Vergleichungen giebt sich der Mensch zufrieden in seinem kritiklosen Streben nach Analogieen.

Bald sind es menschliche Schöpfungen, bald Vorgänge und Gegenstände der Natur, die dem Verständnis entrückt sind und durch Analogieen ihm wieder näher geführt werden sollen. Zu den ersteren gehören die Erzeugnisse der Sprache. Das Volk und kleine Kinder vernehmen oft Wörter, deren Ableitung oder Zusammensetzung

ihnen unverständlich ist. Sofort erhebt sich das Verlangen, diesen für sie toten Gebilden Leben einzuhauchen, indem man sie den Elementen des schon vorhandenen Wortschatzes anzuähneln versucht. So entstehen denn jene oft so gewaltsamen Volksetymologien, die bald nur Augenblicksgeburten sind, bald in der vulgären Umgangssprache ein Dasein fristen (ich erinnere an das in Berlin übliche „Ziehjarn"), bald aber auch, und zwar in umfangreichem Masse, in die Schriftsprache übergehen und zu einem bleibenden Bestandteil derselben werden. Derartige Volksetymologieen sind fast immer mit Änderungen des betreffenden Wortes verbunden. Der Anklang an bekannte Ausdrücke ist dem Volke eben wichtiger als die Correctheit des Klanges oder der Schreibweise. Neben Veränderungen, die nur die Orthographie betreffen (z. B. „Wehrwolf" statt „Werwolf"), finden sich Umgestaltungen des ganzen Wortlauts, und das geht oft so weit, dass schliesslich die ursprüngliche Form nicht mehr wiederzuerkennen ist. Beispiele sind unter tausend anderen*): „Sündflut" (für „Sintflut"), „Bern" und „Raben" (Städtenamen in mittelhochdeutschen Epen für die fremdklingenden Ausdrücke „Verona" und „Ravenna"), „Armbrust" (aus „arcuballista"), „Trampeltier" (aus „Dromedar"!), „Kümmel"- (statt Gimel-) Blättchen, „Wasgau" („Vogesus") u. s. w. u. s. w. Namentlich haben Fremdwörter in allen Sprachen unter derartigen Umgestaltungen zu leiden; so hat der Franzose aus dem deutschen „Sauerkraut" die Form „choucroute" (chou Kohl, croûte Kresse) gebildet, und Apotheker wissen von den absonderlichsten Volksetymologieen, die sie zu enträtseln haben, gar viel zu erzählen.

*) S. K. G. Andresen „Ueber deutsche Volketymologieen" und Max Müller „Vorles. über d. Wissensch. der Sprache", deutsch v. K. Böttger. 2. Aufl. S. 560 ff.

Recht rege ist ferner das Verlangen nach solchen Ähnlichkeiten immer gewesen und ist es noch heute beim Anblick von sonderbaren Gestalten und Formen, mit denen man nichts Rechtes anzufangen weiss, und dies hat zu den phantastischsten Analogiebildungen geführt. Um erst noch einmal Producte menschlicher Thätigkeit anzuführen, so sei hier der bekannten deutschen Sitte des Bleigiessens am Sylvesterabend gedacht; da werden die Zufallsbildungen des Metalls von der Phantasie zu sinnvollenFormen umgedeutet, da glaubt man Ähnlichkeiten mit Ringen und Särgen, mit Schiffen und Menschen an Figuren zu entdecken, die ein unbefangener Mensch als völlig bedeutungslos bezeichnen müsste. Ähnlich geht es mit dem krausen Liniengewirre von Mauerrissen und Baumrinden, an denen Beobachter, die Einbildungskraft besitzen, mit staunenswerter Ausdauer Entzifferungsversuche anstellen, bis sie Anklänge an alle möglichen bekannten Gestalten herausgefunden zu haben glauben.

Vor allem aber boten die Wolken mit ihren bizarren, immer wechselnden Conturen zu dieser Thätigkeit recht ergiebige Gelegenheit. Keine bessere Illustration wüsste ich hierfür, als jene bekannten Zeilen aus Hamlet (Act III Scene 2):

Hamlet: „Seht ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kameels?"

Polonius: Beim Himmel, sie sieht auch wirklich aus wie ein Kameel.

Hamlet: Mich dünkt, sie sieht aus wie ein Wiesel.

Polonius: Sie hat einen Rücken wie ein Wiesel.

Hamlet: Oder wie ein Walfisch?

Polonius: Ganz wie ein Walfisch.

Und was von Hamlet hier in überlegener Ironie, von Polonius in höfischer Geschmeidigkeit ausgesprochen wird, das äussern Angehörige aller Völker, aller Stände und aller Zeiten tausend und

aber tausend Mal ohne jeglichen Nebengedanken. Und nur in den seltensten Fällen sind die Aehnlichkeiten derart, dass sie durch unwillkürliche Reproduction zum Bewusstsein gekommen sein könnten;*) sie werden vielmehr fast immer absichtlich gesucht, oft erst in die Wolkengebilde hineinphantasiert.

Und wie den Wolken, so erging es den Mondflecken, die man bald als die Teile eines Gesichtes, bald als die ganze Figur eines Mannes auslegte, und ebenso den Sternbildern, wo aus einigen wenigen hellen Punkten Wagen, Schwerter und mancherlei Tiere zusammenconstruirt wurden.

Mit den Wolken, Sternbildern und Mondflecken haben wir nun schon ein Gebiet betreten, das zu den grossartigsten Schöpfungen des naiven Menschengeistes gehört: das Gebiet der Mythologie. Hier gelangte die absichtliche Analogiebildung zur vollsten Entfaltung, jedoch erst im Anschluss und in Verbinduug mit einem Analogie-Schlusse. Die Grundlage alles mythologischen Denkens ist nämlich jener subjectivistische Schluss, welcher äussere Vorgänge nach Analogie derjenigen Prozesse beurteilt, die am menschlichee Leibe sich abspielen. Dieses Schlussverfahren bewirkt zuerst nichts weiter, als dass der Mensch in jeder Thätigkeit von Naturkörpern den Ausfluss einer Absicht, eines zweckvollen Willens sah. Zugleich wurde ihm auch jeder Gegenstand zum Träger dieses Willens, und hiermit ist schon die unterste Stufe der Mythologie bezeichnet, die noch keine Analogie-Bildung zeigt, der Fetischismus.**) Auch der nächste Schritt ist noch ein Analogie-Schluss; der Mensch gewohnt, ein Wollen, ein zweckvolles Handeln gewöhnlich mit einer menschlichen (oder tierischen) Gestalt verbunden zu

---

*) Dies trifft vielleicht zu, wenn die Abendwolken am Horizont wie ein Gebirge erscheinen.

**) Das Nähere darüber s. Drittes Kap. I d.

sehen, glaubt ähnliche Gestalten auch bei anderen Wesen, die ihm mit Willen und Absicht begabt erscheinen, voraussetzen zu müssen. Da aber die übrigen Gegenstände der Natur nicht von selbst solche Formen darboten, so begann jene umfassende Thätigkeit absichtlicher Analogie-Bildung, wo alle Objecte des Himmels und der Erde nach menschlichem oder tierischem Vorbilde nicht nur beseelt, sondern auch verkörpert wurden.

Hier offenbarte sich die phantastische Schaffensgabe des Naturmenschen im grossartigsten Massstabe. Jede geringste Übereinstimmung wurde benutzt, um darauf bis in's Kleinste und Feinste ausgebildete Analogieen aufzubauen. Da ward der Blitz zur Schlange, die Sonne zu einem feurigen Wagen, im Rauschen des nächtlichen Sturmes vernahm man die wilde Jagd, im Donner glaubte man einen Kampf, der sich am Himmel abspielt, zu hören. Nach germanischer Kosmologie ist die Welt, wie Weinhold berichtet, gebildet aus den Bestandteilen eines Riesen, der Himmel aus der Hirnschale, die Erde aus dem Leibe, das Meer aus dem Blut u. s. w. Ein vorzügliches Beispiel, wie aus dem dem blossen Fetischismus diese höhere Stufe des Mythus hervorgeht, liefert uns Titus Vignoli in seinem Werk: „Mythologie und Wissenschaft", das überhaupt auf die Entstehung des Mythus höchst bedeutsame Streiflichter wirft. Er schildert dort den Ursprung der Prometheussage, wie folgt:*)

„Die Art der Feuergewinnung durch Reiben heisst im Sanskr. manthâmi (reiben, bewegen), wie sein Derivat mandala Kreis beweist, nämlich drehend reiben. Die Holzstücke, welche zum Hervorbringen des Feuers dienen, heissen pramantha „was sich dreht", arani die Scheide, in der sie sich drehen Dies sind in jener Entwicklungsphase schon

*) S. 186.

Fetische . . . . . Durch Reiben Feuer entzünden bedeutet also für den Arier den Gott, die mythische Persönlichkeit, wachzurufen und ihn von der Sonne, vom Blitz u. s. w. zur Erde niedersteigen lassen. . . . . Wer zieht also das Feuer vom Himmel? Wer hat es aus dem arani hervorgeholt? Man bemerkt auch die Ähnlichkeit zwischen den Werkzeugen zu dieser Feuerbereitung und den Zeugungsorganen. Agni (das Feuer oder dessen Personification) ist im Arani verborgen, wie die Frucht in der Gebärmutter. So wird pramantha zum männlichen Gliede, arani zum weiblichen und zu dem Acte, der sie vereinigt, der Begattung."

Selbst wenn die sichtbare Erscheinungsweise der Naturdinge gar keinen Anhaltspunkt zur Bildung von anthropomorphischen oder zoomorphischen Analogieen bot, liess sich doch das mythische Denken nicht zurückschrecken; in diesem Falle bediente es sich mit Glück der oben geschilderten Analogieen der Empfindung. Die meisten jener niederen Naturwesen, welche die Quellen, Berge und Pflanzen bewohnten, Najaden und Nymphen, Elfen und Zwerge, Oreaden und Dryaden, verdanken ihre Ausgestaltung nicht sowohl der Form jener Objecte, als vielmehr dem Eindruck, den dieselben im Gemüt hervorrufen. Und so konnten wieder, vermittelt durch den gleichen Gefühlston, Klang-, ja sogar Geruchsempfindungen zu Vorstellungen analoger Gesichtseindrücke führen, deren sich die Phantasie dann zur plastischen Bildung der entsprechenden Götterwesen bemächtigte. Das Säuseln klarer Bäche erstand so wieder in den sanften jungfräulichen Najaden, das Grollen und Tosen des Meeres in den wilden, seltsam gestalteten Tritonen, der liebliche Duft und die reizende Form und Farbe der Blumen verkörperte sich in zarten, zierlichen Elfen.

Von allen Naturerscheinungen sind es vorwiegend diejenigen der Witterung, welche durch Analogiebildung Personification erhielten.*) F. L. W. Schwarz besitzt das Verdienst, nachgewiesen zu haben, welche ungeheure Mannigfaltigkeit der naive Mensch zu entwickeln verstand, selbst wo es sich nur um Incarnation so weniger Naturvorgänge, wie Regen und Schnee, Blitz und Donner, Sturm ued Aufklärung des Himmels handelte. Er zeigt ferner, dass diese umfangreiche unermüdliche Phantasiethätigkeit auch heute noch nicht erloschen ist, vielmehr noch immer, namentlich beim Landvolk, neue seltsame Blüten treibt. Übrigens ist es auch erklärlich, warum man gerade die Witterungserscheinungen in so umfangreicher Weise durch Analogiebildungen dem Verständnis nahe zu bringen suchte; infolge ihrer Aperiodicität, ihrer Unberechenbarkeit, ihres oft so plötzlichen, überraschenden Eintritts konnte hier jener oben geschilderte Prozess der blossen Abstumpfung, des Selbstverständlichwerdens durch Gewöhnung nicht so sich abspielen, weil für diesen regelmässige Wiederholung eine Hauptbedingung ist. Ausserdem handelt es sich hier um Vorgänge, die tief in das menschliche Leben eingreifen, von denen sein Wohl und Wehe, der Ausfall der Ernte, die Möglichkeit seiner Unternehmungen abhängt. Dadurch entstand der Wunsch, auf den Eintritt dieser Prozesse einwirken, ihren Ablauf nach eigenem Gutdünken bestimmen zu können; und dies ist nur möglich, wenn man als Veranlasser jener Ereignisse Wesen voraussetzte, die sich durch Vorstellungen und Bitten, durch Geschenke und vielleicht auch durch Drohungen beeinflussen liessen,

*) S. Dr. F. L. W. Schwarz: „Der Ursprung der Mythologie," Berlin 1860. Seine Anschauung freilich, dass alle mythologischen Gebilde in ihrer letzten Wurzel auf Witterungserscheinungen, insbesondere auf die des Gewitters zurückzuführen seien, erscheint mir nicht haltbar.

die mit menschen- oder tierähnlichen Seelen begabt sind. So ist neben dem Begreifenwollen auch das Beeinflussenwollen ein bedeutsames Motiv für die Analogisierung von Vorgängen der Natur.

Aber die Mythenbildung schritt noch weiter. Infolge der steten Entwicklung der menschlichen Psyche entstanden fortwährend neue, höhere, abstractere Begriffe; und auch auf diese erstreckte sich jener fetischistische Analogieschluss: Liebe und Hass, Krieg und Frieden, Ackerbau und Handel betrachtete man als etwas für sich Bestehendes, Persönliches, mit Willen Begabtes. Und wiederum sah man sich im Anschluss daran bewogen, für diese Wesenheiten auch die Form wollender Geschöpfe anzunehmen. So wurden denn jene herrlichen Göttergestalten geschaffen, wie sie uns namentlich die griechische Mythologie in der Epoche ihrer höchsten Blüte aufweist. Indessen findet sich hier nur wenig selbständige Analogiebildung, für welche auch jene abstracten Begriffe nur gar zu geringen Anhalt bieten würden; vielmehr sind diese Personificationen meist gebildet worden im Zusammenhang mit schon vorhandenen Göttergestalten, die jetzt nur eine tiefere, geistigere Bedeutung gewannen. Dennoch bietet auch diese Entwicklungsstufe Gelegenheit zu einer sehr interessanten Beobachtung. Bisher nämlich hatten sich alle mythischen Gestaltungen als „subjectivistische“ Analogieen erwiesen, indem der Mensch sein eigenes Wesen (oder doch das des ihm verwandten Tieres) auf die Vorgänge der Aussenwelt zu übertragen suchte. Jetzt aber sind es zum Teil psychische Elemente selbst, wie Liebe, Klugheit, Erfindungsgabe, Tapferkeit u. s. w., die nach mythologischem Ausdruck verlangen und daher Personification erhalten. Was ergiebt sich daraus? Nicht die menschliche Psyche als solche ist es, die dem Menschen am vertrautesten, am verständlichsten und daher der Erläuterung am

wenigsten bedürftig ist, sondern die ganze lebendige Persönlichkeit, das Individuum in seiner Verbindung von Seele und Körper, also die „psychophysische Einheit". Diese ist ihm von dem Augenblicke an, da das Selbstbewusstsein zur Entwicklung gediehen ist, die elementarste, natürlichste Vorstellungsverbindung, und in sie kleidet er daher auch alles, was er zu „begreifen" strebt, nicht nur die Dinge der Aussenwelt, sondern auch die Elemente seines eigenen Innenlebens.

Wir haben jetzt das Gebiet volkstümlicher Mythengestaltung von der niedersten Stufe bis zur höchsten durchstreift, aber noch blieb ein wichtiger Bestandtheil mythologischen Denkens unberührt, ein Bestandtheil, den wir bei allen Völkern wiederfinden: ich meine die Ideenkreise, welche sich mit der Vorstellung des Todes verbinden. Von allen Ereignissen, die den Menschen treffen, ist der Tod das gewaltigste und erschütterndste; der Eindruck, den sein Auftreten herbeiführt, die Folgen und Wirkungen, die er nach sich zieht, sind garnicht mit denen anderer Naturvorgänge vergleichbar. Und dabei ist sein Wesen in tiefstes Dunkel gehüllt. Was wird aus uns, wenn wir gestorben sind? Wo bleibt dieses frische pulsierende Leben, an dem wir hängen mit jedem Blutstropfen, mit jeder Regung unserer Seele? Was ist aus all den Teuren geworden, die uns der Tod entriss? Die Wichtigkeit also, die Rätselhaftigkeit und endlich das Schreckenerregende dieses Phänomens veranlassten den Menschen schon früh eine Erklärung für das Geheimnis, einen Trost für das Entsetzliche zu finden.*)

*) Mit einer gewissen Einseitigkeit (ähnlich wie Schwarz) glaubte Schopenhauer in dem Phänomen des Todes die Hauptwurzel des metaphysischen Bedürfnisses des Menschen, und damit der Mythologie, Religion und Metaphysik zu finden. „Wenn unser Leben endlos und schmerzlos wäre, würde es vielleicht doch keinem einfallen zu fragen, warum die Welt da

So entstand denn der Glaube an ein Leben nach dem Tode. Teilweise war hier der Wunsch der Vater des Gedankens, dann aber trug das Erscheinen Verstorbener im Traume, auch die eigentümliche Geisterstimme des Echos viel zu dieser Anschauung bei. Denn dem naiven Menschen, der ohne Verständnis für die rein subjective Beschaffenheit der Traumgebilde in ihnen reale Wirklichkeit sah, schienen somit die Toten weiter zu existieren, ein den Lebenden ähnliches, wenn auch nicht gleiches Dasein zu führen. Waren so für die Vorstellung, dass es ein Leben nach dem Tode gebe, äussere Anhaltspunkte vorhanden, so fehlten solche fast gänzlich für die Anschauung, wie dieses Leben beschaffen sei. Da blieb dem Menschen denn nichts anderes übrig, als aus sich selbst heraus ein Bild jener rätselhaften Welt zu entwerfen, im Denken vorhandene Elemente zu dieser Construction des Unbekannten herbei zu ziehen, d. h. sie nach Analogie mit bekannten Vorstellungskreisen zu bilden. Elysium und Hades, Walhall und das Reich der Hel, Paradies und Hölle sind daher grossartige Analogieschöpfungen, die in vollster Freiheit ausgeführt sind. Hier konnte der Mensch ganz seiner Phantasie die Zügel schiessen lassen, ohne je mit der Erfahrung in Widerspruch zu geraten (was bei anderen mythologischen Gebilden, die doch stets sich an objective Thatsachen anschliessen, nicht so möglich war). Daher rühren jene abenteuerlichen Gestaltungen, die aber trotz alledem die Ähnlichkeit mit irdischen Wese nund irdischen Verhältnissen nicht verleugnen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten: Wodurch werden die Gebiete bestimmt, denen die hier behandelten Analogieen entlehnt sind?

---

sei und gerade diese Beschaffenheit habe, sondern auch sich alles von selbst verstehen.“ Die Welt als Wille und Vorstellung 6. Aufl. II. 1. Buch. Kap. 17 S. 177.

Bei der unwillkürlichen Analogiebildung hatte sich ergeben, dass der Inhalt der Reproduction „einzig und allein von der Leichtigkeit mit der eine früher dagewesene Vorstellung über die Schwelle zu treten vermag", abhing. So einfach ist in unserem Fall die Sache nicht mehr. Hier handelt es sich um ein Suchen, um eine mit Beteiligung des Willens vor sich gehende Thätigkeit; hier kann unter den zur Verfügung stehenden Vorstellungskomplexen eine Auswahl stattfinden, und es werden daher solche Elemente als Analogieen benutzt, welche nicht nur am leichtesten, sondern auch am liebsten reproduciert werden. Allerdings fallen diese beiden Kategorieen sehr oft zusammen, denn für jeden Menschen sind die Vorstellungen, die sich auf seine Umgebung, seine Heimat, seine Beschäftigungsweise beziehen, und namentlich die Vorstellungen von der eigenen Persönlichkeit dem Herzen und dem Kopfe gleich nahe; sie bilden ihm den geläufigsten und zugleich den sympathischsten Ideenkreis. Daher hat die Mythenbildung vielfach nichts weiter zu thun, als die durch unwillkürliche Reproduction gebotenen Ähnlichkeiten gleichsam beim Schopfe zu fassen, festzuhalten und ihnen Dauer zu verleihen. In den weitaus meisten Fällen ist es daher garnicht mehr zu erkennen, ob die Geläufigkeit der Reproduction oder das Gefühlselement einer Vorstellung ihre mythologische Verwertung herbeigeführt habe; so verdankt jener subjectivistische Character der Mythenbildung, der in Anthropomorphismus und Personification zum Ausdruck kommt, gleichmässig beiden Factoren seine Ausgestaltung.

Allein es giebt doch auch Fälle, wo als das bestimmende Moment der Analogiebildung die Neigung und nicht die Leichtigkeit der Reproduction erkennbar ist. So sind beim Bleigiessen die Figuren, die man in dem Metall zu sehen glaubt, meist

solche, die man zu sehen wünscht, d. h. die eine günstige Vorbedeutung besitzen. Wie selten findet sich daher ein „Sarg" oder ein „Gerippe" unter den gegossenen Figuren, und wie häufig „Geld" oder ein „Kranz". Bei den mythologischen Analogieen zeigt sich die Bevorzugung angenehmer Vorstellungen in anderer Weise wirksam. Die Götter wurden als Wesen gedacht, die weit vollkommener als die Menschen waren; sie mussten daher vor allem solche Eigenschaften besitzen, welche die Menschen für die wertvollsten hielten und zwar in übermenschlichem Masse. So wurden ihnen die Götter zu verkörperten Idealen. Sie waren Analogiebildungen, nicht zu menschlichen Eigenschaften, die thatsächlich, sondern zu solchen, die im Wunsche des Menschen bestanden und deren Besitz diesem teils überhaupt nicht, teils nicht in höchster Vollendung möglich war. So stellt sich heraus, dass auch das scheinbar Negative in religiösen und mythologischen Gestalten zum Teil aus anthropomorphischer Analogie entspringt. Höchste Potenzierung der Kraft erscheint rohen Naturvölkern als das Erstrebenswerteste, deshalb bildeten sie ihre Götter in riesenhafter, schreckenerregender Gestalt. Dagegen stellten die Griechen ihre Gottheiten in menschlicher Grösse und mit menschlichem Äusseren dar; denn ihr Ideal war vollkommene massvolle Schönheit. Auch innerhalb der monotheistischen Religionen finden wir derartige Unterschiede: während z. B. die Juden das Streben nach strengster Gerechtigkeit in ihrem Jehovah verkörpern, entspricht die Gottheit der Christen mehr dem Ideal der unendlichen, allumfassenden und versöhnenden Liebe.

Auch die Phantasiegebilde über das Leben nach dem Tode erhalten ihr Gepräge durch solche Vorstellungen, für welche die Völker eine gewisse Vorliebe hegten. Denn was ihnen auf dieser Erde das Wertvollste war, wollten sie auch in jenem

Leben nicht missen. So wussten die Muhamedaner ihre sieben Himmel mit allen Freuden und Ergötzlichkeiten des irdischen Daseins, mit reizenden Huris und schattigen Hainen auszustatten; und den Indianern erscheint das Jenseits als ein himmlisches Jagdgefilde.

Hier darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, dass hin und wieder auch die entgegengesetzten Vorstellungskreise zu mythologischen Phantasiebildungen wirksam beigetragen haben. Auch solche irdischen Vorkommnisse, welche Abscheu und Schrecken, Furcht und Grauen verursachten, wurden zu Mythen verwandt, sei es um böse Götter zu characterisieren, sei es um als Warnung und als Abschreckung zu dienen. So entstand das entsetzensvolle Äussere der Harpyen und der Erinnyen des Teufels und der Hexen, so die Qualen der Hölle, die Strafen eines Tantalus und Ixion.

Zeigte die unwillkürliche Analogieschöpfung, kulturgeschichtlich betrachtet, ein Bild des Milieu's, in dem sich die Individuen und Völker bewegen, (s. o.), so bietet uns die willkürliche mehr: sie hebt aus diesem Milieu die Gegenstände heraus, die dem Herzen näher stehen, sie schildert uns nicht nur Umgebung und Kenntnisse der Menschen, sondern vor allem ihre Neigungen und Interessen. Die aus anderen Beweggründen entspringenden willkürlichen Analogieen (s. d. folg. Seiten) werden dies vielleicht noch deutlicher erweisen.

Wir könnten jetzt das hier besprochene Motiv: „Verlangen, Fremdartiges bekannten Vorstellungskreisen zu assimilieren“ verlassen, wenn wir es lediglich in dem Sinne fassten, dass der Mensch nur sich selbst rätselhafte, unverstandene Eindrücke vertraut und anschaulich machen will. Allein auch andere Menschen können die Objecte dieser Veranschaulichungsthätigkeit sein, und hieraus ent-

springen wieder Analogieen, die ich wenigstens nicht ganz und gar mit Stillschweigen übergehen will.

Gleichnisse, Bilder, Beispiele, die man zu Schilderungen und Beweisen anwendet, werden zum Teil durch jene oben geschilderte „Bildlichkeit des Denkens" herbeigeführt, deren Auftreten erfolgt ohne Rücksicht auf Hörer oder Leser; zum anderen Teil aber gehen sie direct aus dem Bestreben hervor, den Individuen, welchen man etwas schildern oder beweisen will, das Verständnis des Sachverhalts zu ermöglichen oder zu erleichtern. Und zwar kann dieser Zweck auf doppelte Weise erreicht werden. Entweder handelt es sich darum, dass ich durch die von mir gebildete Analogie in dem anderen Menschen die Bildlichkeit des Denkens künstlich erzeuge oder darum, dass ich ihn an der Hand der dargebotenen Übereinstimmungen geradezu einen Analogie - Schluss vollziehen lasse. Beides dient zur Erweiterung des Wissens; das erstere, indem es unklaren Eindrücken zu deutlichem Verständnis verhilft, das letztere, indem es neue Erkenntnisse dem Bewusstsein zuführt; jenes sucht zu veranschaulichen und zu erläutern, dieses zu überzeugen und zu beweisen. Wie solches im einzelnen möglich wird, werden wir erst später erörtern können. Eine unermessliche Bedeutung hat die hier kurz skizzierte Analogiethätigkeit da gefunden, wo sie methodisch aus- und durchgebildet wurde, beruht doch auf ihr ein grosser, vielleicht der wichtigste Teil aller pädagogischen Wirksamkeit.

b. Zweites Motiv:

Streben nach Befriedigung des Nachahmungstriebes.

Der Nachahmungstrieb ist ein psychischer Vorgang, der sich zwar nicht als so elementar er-

weist, wie andere Triebe (z. B. die der Nahrung und Fortpflanzung),*) der aber doch eine umfassende Universalität und ein sehr frühes Auftreten zeigt, sowohl in phylogenetischer, wie ontogenetischer Hinsicht. Schon bei dem Tiere finden wir ihn sehr ausgebildet; das Junge ahmt die Laute und Bewegungen der Eltern nach, Papagei und Staar sogar die von Menschen hervorgebrachten Töne, und der Affe ist wegen seiner Nachahmungsgabe sprichwörtlich geworden. Auch beim Kinde wird die Freude hieran schon sehr frühe rege; „es giebt viele Kinder, welche im ersten Lebensjahre affenartig geschickt im Nachahmen sind und wie Papageien allerlei nachsprechen, ohne den Sinn davon zu ahnen.“*) Und was das Kind begann, das bleibt auch in den späteren Altersstufen des Menschen ein Moment von bedeutender Wirksamkeit; so ist u. a. die erste Erlernung fast einer jeden Fertigkeit auf Nachahmung zurückzuführen.

So weit es sich nun nicht um letzteren practischen Zweck handelt, und soweit die Nachahmung nicht, wie bei dem kleinen Kinde und dem Papagei, rein reflectorisch ist, wird sie namentlich durch ein Motiv hervorgebracht, das endlich auch zur Analogiebildung hinüberleitet. Es ist wiederum das Interesse an bestimmten schon existierenden Gegenständen und Vorgängen, welches dazu führt, ihnen Entsprechendes nicht nur unter anderen Verhältnissen sich zu denken (wie etwa in der Mythologie), sondern geradezu realiter zu schaffen. Was man recht ausgiebig verwirklicht sehen möchte, sucht man auch recht oft zu verwirklichen. Dies

*) Anton Marty (Ueber den Ursprung d. Sprache S. 85—87) giebt eine ganze Anzahl von Motiven, die zu dem Nachahmungstrieb führen.

*) W. Preyer: Die Seele des Kindes, S. 340. S. auch in diesem Werke alle im Register unter „Echosprache“ angeführten Stellen.

ist psychologisch folgendermassen zu erklären: Sensibilität und Motilität, sinnliche Wahrnehmung und muskuläre Reaction sind ursprünglich ein untrennbares Phönomen. In der Gesamtheit des Reactionsverlaufes, der von der Auffassung im Geiste bis zur Bewegung fortgeht, hat man den elementarsten psychischen Prozess zu erblicken.*) Erst eine höhere geistige Entwicklung trennt diese beiden Bestandttheile und macht seelische Vorgänge ohne äussere Bewegung möglich. Doch das Tier, der Naturmensch, das Kind zeigen noch in jedem Augenblick diese Eigentümlichkeit, dass sie mit ihrem Vorstellungsverlauf äussere Thätigkeiten zu verbinden streben. Daher das Nicht-Schweigenkönnen des Kindes, wenn sein Geist lebhaft beschäftigt ist; daher jene Fülle von Gesticulationen, durch welche die Wilden ihren Empfindungen und Vorstellungen Ausdruck geben; auch der Ursprung der Sprache erklärt sich ja zum Teil aus dieser engen Verbindung von Vorstellung und äusserer Bewegung.**) Allein auch beim Erwachsenen und beim cultivierten Menschen ist dieses Streben noch häufig anzutreffen, und es äussert sich insbesondere im Nachahmungstrieb. Die Verbindung zwischen einer Vorstellung und einer entsprechenden Thätigkeit ist eben durchaus elementar, und welche Thätigkeit könnte einer Vorstellung mehr entsprechen, als die, welche sie verwirklicht? Je lebhafter, je mehr unser Interesse erregend das psychische Element ist, um so grösser ist das Bedürfnis nach dieser Bethätigung. So wie der Liebende den Namen seiner Geliebten in jede Rinde schneidet und in den Sand zeichnet, so will der Mensch überhaupt das,

---

*) S. W. Wundt, Phys. Psych. II., S. 545, H. Spencer, Principles of Psychology I., S. 355.

**) M. Lazarus, Das Leben der Seele II., S. 73; Steinthal, Einleitung in die Sprachwissenschaft S. 363—369.

woran er Gefallen findet, immer und immer wieder vervielfältigt sehen, und er selber bringt, von diesem Verlangen getrieben, solche Vervielfältigungen hervor. Nun ist aber zu eigentlicher Nachahmung, d, h. zur genauen Wiederholung eines schon einmal stattgehabten Vorganges oder zur mehrmaligen Wiederherstellung eines schon vorhandenen Gegenstandes in ganz gleicher Weise, nicht immer die Gelegenheit und Möglichkeit gegeben. Bald fehlt die eine oder die andere der dazu nötigen Bedingungen, es stehen nicht die richtigen Materialien, nicht die zureichenden Kräfte zur Verfügung. Dies ist namentlich bei dem für den Menschen intessantesten Gegenstande, dem Menschen selber der Fall, eine vollständige Nachahmung des Menschen hervorbringen zu wollen, ist einfach absurd. Allein jenes lebhafte Verlangen nach wiederholter Verwirklichung interessanter Vorstellungen lässt sich durch diese Hindernisse nicht zurückschrecken. Es sucht dann wenigstens eine Nachahmung herbeizuführen, so weit es unter den vorhandenen Bedingungen möglich ist. Dies Nachahmen nun *mit* dem Bewusstsein und *trotz* des Bewusstseins, dass einzelne Bedingungen nicht gleichartig sind, ist eine *Analogiebildung*. Man bringt nicht ein Gleiches, sondern nur ein Ähnliches zu Stande, man schafft ein Object, das mit dem Vorbild nur in gewissen Merkmalen übereinstimmt; ja oft beruhen auch diese Merkmale lediglich auf der Einbildung. Letzteres ist z. B. der Fall, wenn ein Kind sich aus einem Lumpenbündel eine Puppe macht, d. h. alle möglichen menschlichen Eigenschaften, körperliche und geistige, in dieses Packet hineindenkt.

In zwei Gruppen von menschlichen Thätigkeiten tritt nun diese Art Analogiebildung am klarsten hervor: in der Kunst und im Spiel.

Da die *Kunst* in ihren primitivsten Stadien eine durchaus volkstümliche und unmethodische

Thätigkeit ist, so möge es gestattet sein, sie hier kurz zu besprechen. Es ist bekanntlich ein heftiger noch nicht beigelegter Streit, ob die Kunst Nachahmung der Natur bezwecke oder nicht. Wir wollen nicht auf eiesen Prinzipienstreit eingehen; denn wie fast alle Controversen dieser Art entspringt auch er aus dem Wahn, als ob eine komplizierte geistige Bethätigung (wie die Kunst es ist) schematisch auf ein einziges Prinzip oder Motiv zurückgeführt werden könne, aus dem alles erklärt, und gemäss dem alles beurteilt werden müsse. Nein, eine genauere Betrachtung zeigt, wie überall, so auch bei der Kunst, dass dieselbe aus einer ganzen Anzahl von Motiven entspringt, die sich verketten, in einander greifen, sich gegenseitig beeinflussen und so jenes Gesamtbild hervorrufen, das wir unter dem Namen „Kunst" verstehen. Und von diesen vielen Motiven ist der Nachahmungstrieb unstreitig eines und nicht das unbedeutendste. Dies zeigt namentlich die bildende Kunst. Interessantes, das man gesehen hat, noch einmal langsam selber entstehen zu lassen, ist eine Thätigkeit, die eine hohe Befriedigung in sich trägt. Schon der Knabe, der einigermassen mit zeichnerischem Talent begabt ist, sucht die Gegenstände, die ihn umgeben und die ihn anziehen, auf Tisch und Wänden, Papier und Schiefertafel abzuzeichnen, oft mit den unvollkommensten Mitteln. Er weiss es wohl, dass es nicht richtige Menschen und Tiere sind, die er da hervorbringt; wenn er nur selber die Einbildung besitzt, dass seine Productionen einige Ähnlichkeit mit den Originalen aufweisen, so ist er schon befriedigt. Beim Kinde ist demnach das Zeichnen noch ziemlich allein durch den Nachahmungstrieb verursacht; beim erwachsenen Menschen kommen dann noch weitere Motive hinzu, durch welche Idealisierung und andere fremde Elemente herbeigeführt werden.

Wir verlangen von den Erzeugnissen der bildenden Kunst nicht Gleichheit mit dem Original, denn der Künstler ist kein Weltschöpfer, wohl aber Ähnlichkeit. Der Künstler schafft eine Übereinstimmung in gewissen Merkmalen, während er von der Gleichheit anderer Elemente abstrahiert. Jene ungleichen Bestandttheile, welche das Kunstwerk von der Wirklichkeit unterscheiden und es somit zur blossen Analogiebildung stempeln, beziehen sich auf dynamische und materielle Verhältnisse. Erstens nämlich besteht der bedeutsame Unterschied zwischen Ruhe und Bewegung. Menschen und Tiere beharren in Sculpturen und Gemälden stets in derselben Stellung und weichen dadurch von der realen Erscheinung ab. Es darf daher der Künstler, um nicht die Analogie allzusehr zu verwischen, seinen Gegenständen nicht solche Stellungen verleihen, die in natura nur höchst vorübergehend sind, wie der Sprung eines Tieres oder das Mundöffnen eines Menschen (worauf schon Lessing*) richtig hingewiesen hat): Ein weiterer Unterschied beruht ferner bei der gesamten bildenden Kunst in der Beschaffenheit des Materials, bei der Malerei dann noch in der Gestaltung der Oberfläche, bei der Bildhauerkunst in der mangelnden Färbung. Es muss übrigens hervorgehoben werden, dass, wenn so die künstlerischen Erzeugnisse auch nicht vollständige Nachahmungen sind, sie dadurch nicht etwa minderwertig erscheinen. Im Gegenteil: gerade in der Abweichung liegt wiederum ein Quell des Genusses. Der ganze nächste Abschnitt wird sich mit solchen Analogieen zu beschäftigen haben, die ihren Ursprung dem absichtlichen gleichzeitigen

*) „Erhält dieser einzige Augenblick (den der Künstler darstellt) durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muss er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken lässt.“ (Laokoon S. 32 d. Hempel'schen Ausg.)

Streben nach Abwechslung und Übereinstimmung verdanken. Die Unvollständigkeit der Nachahmung ist also durchaus nicht nur ein notwendiges Übel, auch nicht in der Kunst. „Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können.“*) Daher sind auch die Versuche, künstlerische Producte zu möglichst vollkommenen Nachahmungen zu gestalten, nicht immer glücklich ausgefallen; ich erinnere z. B. an die Colorierung von Sculpturen und an die moderne Panoramenmalerei. Namentlich bei den Producten der letzteren wird dem Sicheinbilden von Übereinstimmungen, wo objectiv keine vorhanden sind, nur ein ganz minimaler Spielraum gelassen.

Dass nun bei der Kunst die Gegenstände, zu denen sie Analogieen bildet, bestimmt werden durch das Interesse an gewissen Vorstellungskreisen, liegt auf der Hand. „Der Mensch ist dem Menschen am interessantesten“ sagt Goethe; und so ist auch der Mensch das vornehmste Object künstlerischer Darstellung. Und unter den Menschen bilden nun wiederum diejenigen das wichtigste Material für den Künstler, die durch irgend welche Eigentümlichkeit sein besonderes Interesse erwecken; bestehe nun diese Eigentümlichkeit in hervorragender Schönheit (wie bei den griechischen Götterstatuen, die ja nur idealschöne Menschengestalten sind), oder in geschichtlicher Bedeutung (bei der gesamten Historienmalerei und zahlreichen Bildsäulen und Porträts), sei es, dass die Personen selber unserem Herzen und Empfinden nahe stehen (religiöse Kunst, Familienporträts) oder dass sie in Verhältnissen dargestellt sind, die uns anziehen (Genrebilder). Neben dem Menschen hat dann auch das intensive Interesse für Naturschönheiten zu künstlerischen Schöpfungen begeistert.

*) Lessing, Laokoon, S. 31.

War es bei Kunstwerken trotz der Verschiedenheiten zwischen Original und Kopie doch ein Erfordernis, dass die thatsächliche Ähnlichkeit stark in die Augen fällt, so ist die andere hier zu erwähnende Analogiethätigkeit, das Spiel des Kindes, viel weniger dieser Beschränkung unterworfen. Der Künstler schafft nicht für sich allein, sondern auch für ein Publicum, dem er verständlich werden muss. Dies fällt beim Kinde weg; was es als Nachahmung von vorhandenen Gegenständen schafft, braucht nur ihm selbst dafür zu gelten, keinem anderen; und so bestehen denn hier die Übereinstimmungen zu höchst bedeutenden Teilen nur in der Phantasie des spielenden Individuums. Es ist geradezu erstaunlich zu sehen, mit welch geringen Mitteln die Kinder Gegenstände und Vorgänge, die ihnen durch Beobachtung, Erzählung oder Lectüre interessant geworden sind, in einer ihr Gemüt befriedigenden Weise nachahmen, welche ungeheure Einbildungskraft ihnen zur Verfügung steht, um in ihre mangelhaften Producte jene fehlenden Elemente hineinzudenken; aber hier erweist es sich wiederum, dass gerade dies Hineindenkenmüssen der Psyche zu einer Quelle erneuter Freude wird. Eine fernere Übereinstimmung mit der Kunst liegt darin, dass auch die Vorstellungen, welche das Kind im Spielen zu verwirklichen strebt, ein Spiegelbild seiner Neigungen und Interessen sind. Der Knabe, welcher durch den Anblick militärischer Exercitien lebhaft gefesselt wird und Indianergeschichten mit Feuereifer liest, er will die hier kennen gelernten Vorgänge auch an seiner eigenen Person erleben. Und da spielt er nun Soldat, Räuber und Indianer, ein Papierfetzen wird ihm zum Helm, jeder Stock zum Gewehr, jedes Eckchen zur Räuberhöhle. Ebenso bietet der Baukasten die fruchtbarsten und unerschöpflichsten Anregungen, Gestalten wieder zu schaffen, die dem

Knaben irgendwo aufgestossen sind. Den schon oben erwähnten jungen Franzosen sah ich einst vermittelst der Damen- und Schachsteine und einer Schachtel eine ganze Geschichte aufführen. Da wurde die Schachtel, mit einigen Bauern geschmückt, zur Staatscarosse, die grösseren Schachfiguren zu Ministern und Königen und die Springer zu Pferden. Abgesehen von letzteren war zwischen Original und Kopie absolut keine reale Ähnlichkeit, dennoch ging der Knabe vollständig in seiner Phantasievorstellung auf.

Das Mädchen hingegen, das sich mehr für wirtschaftliche und häusliche Verhältnisse interessiert, sucht diese nachzuahmen, es spielt Kochen und „Mutter und Kind". Vor allem aber bietet ihm die Puppe ausgiebigste Gelegenheit, seinen Nachahmungstrieb zu bethätigen. Die ganze Pflege, die liebevolle Sorgfalt, welche dem Kinde von Mutter und Magd entgegengebracht wird, erweisst es wieder dem toten Balg, dem es Leben und Geist einhaucht. Alle jene kleinen Verrichtungen, wie An- und Auskleiden, Waschen, Spazierenführen, die es an sich selbst hat vollbringen sehen, wiederholt das Kind mit seiner geliebten Puppe. Ja oft schafft es sich erst selbst, wie schon oben erwähnt, eine Puppe mit höchst primitiven Hilfsmitteln einem Stück Holz oder einer eingewickelten Fussbank. Wie schön ist gerade diese selbstschaffende phantasievolle Thätigkeit des Kindes und wie schade, dass dieselbe jetzt durch den modernen Luxus ähnlich unterdrückt zu werden beginnt, wie in der Kunst durch die Panoramenmalerei: mit wahrer Raffiniertheit wird jetzt die Nachahmung bei Spielwaren bis zur höchsten Vollendung getrieben, so dass dem Kinde nur wenig eigenes hinzuzuthun noch übrig bleibt.

c. Drittes Motiv:

Gleichzeitiges Streben nach Wiederholung und Abwechslung.

Hatte sich beim Nachahmungstrieb schon die Verschiedenheit in gewissen Merkmalen, welche ursprünglich nur ein notwendiges Übel war, als eine angenehme Zugabe herausgestellt, so kann dies Element der Nicht-Übereinstimmung schliesslich zu einem gleichberechtigten Factor werden, der in Gemeinschaft mit dem Streben nach Wiederholung eine neue Reihe von Analogiebildungen hervorbringt.

Die bisher behandelte „Nachahmung" ist nur eine besondere Unterart der Wiederholung, nämlich die Wiederholung dessen, was ein anderer hervorgebracht hat. Aber auch die Wiederholung von Vorgängen, die man selbst schon einmal vollzogen, ist dem Menschen unter Umständen eine lusterregende Thätigkeit. Wir hatten schon gesehen, dass jede einigermassen lebhafte Vorstellung nach einer äusseren Bethätigung strebt, sei es auch nur in Sprachlauten. Da aber auch das Aussprechen eines Lautes, der eine Vorstellung repräsentiert, nicht so lange währt als letztere, diese aber sich nach wie vor nach aussen hin Luft zu machen sucht, so greift man zu dem einfachsten Mittel, man wiederholt den schon einmal hervorgebrachten Laut. Daher ergötzt sich das Kind daran, seine eigenen Sprachäusserungen mit einer für Erwachsene oft ermüdenden Eintönigkeit zu wiederholen; so zeigen auch die der Kindersprache angehörigen Worte sehr häufig Verdoppelung der Silben: Mama, Papa, Bonbon, Baubau u. s. w. Im Affect werden auch oft von Erwachsenen Ausrufe wiederholt; „Schnell, schnell", „Hülfe, Hülfe", und Ähnliches kann man oft hören. Endlich sei noch auf die Rolle hingewiesen, welche die Reduplication bei

der Sprachbildung als höchst vielsagendes Ausdrucksmittel gespielt hat. Ein anderes Motiv zur Wiederholung liegt in der erleichterten Disposition; denn je öfter ein Vorgang, sei es ein physischer oder ein psychischer, dagewesen lst, umso leichter, schneller, ungehinderter kann er ablaufen, und es ist natürlich, dass derartige Prozesse, welche durch Übung geläufig und bequem geworden sind, unter den Thätigkeiten des Menschen einen breiten Platz einnehmen. Daraus entspringt die Gewöhnung und die Anhänglichkeit am Gewohnten.

Neben diesem Trägheitsprinzip im menschlichen Handeln geht nun aber auch ein gerade entgegengesetztes Prinzip einher, welches nach Abwechslung, nach Variation, nach neuen Eindrücken verlangt. Anstatt der erleichterten Disposition kann nämlich die Wiederholung einen anderen physiologischen Erfolg haben, die Ermüdung. Für immer gleichmässig wiederkehrende Vorgänge nimmt die Empfänglichkeit rasch ab, der Eindruck wird mit jedem Male matter und kann schliesslich völlig abgestumpft werden. In gleichem Masse aber wächst die Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke, die ermüdeten Gehirn- und Nervenpartieen streben nach Ruhe, die nichtbeschäftigten nach Thätigkeit, kurz, die Psyche nach Abwechslung. So vermag das Kind sich nicht lange mit demselben Gegenstande zu beschäftigen, sondern schweift ruhelos von einem zum andern und wirft das Spiel, das es eben noch interessirte, bald achtlos in die Ecke. So wird nach langer Winterszeit der Eintritt des Sommers mit Jubel begrüsst, während man im Herbst froh ist, dass die schwülen Tage vorüber sind und die winterlichen Freuden vor der Thür stehen.

Diese beiden Triebe nun, die im allgemeinen einen scharfen Gegensatz zu einander bilden, vermögen auch unter Umständen vereint zu wirken

und erwecken, wenn sie gemeinsam befriedigt werden können, ein besonderes Lustgefühl. Eine derartige Vereinigung sucht also Gebilde hervorzubringen, welche Ähnlichkeit mit einander haben, ist aber mit dem Bewusstsein, ja sogar mit dem Streben verknüpft, in einigen Merkmalen Verschiedenheit obwalten zu lassen und tritt somit wieder als analogieschaffende Thätigkeit auf. Letzteres gilt indessen nur mit einer gewissen Einschränkung; so ist z. B. die Verbindung von Melodie und Rythmus, da hier das Gleiche, der Tact, von vornherein als etwas Constantes gegeben ist, kaum als eine Analogiebildung zu betrachten. Eine solche liegt vielmehr nur dann vor, wenn das Übereinstimmende und das Verschiedene zu gleicher Zeit gesucht wird.

Hierfür liefert uns nun die Sprache eine Fülle von Beispielen im sogenannten Gleichklang. Da wir uns an dieser Stelle nur mit dem Denken des naiven Menschen befassen, so kümmert uns nicht die ungeheure Ausbildung, die der Gleichklang durch den methodisch verfahrenden Kunstdichter gefunden; aber auch die im Volk entstandenen Spracherzeugnisse zeigen eine sehr weitgehende Anwendung jener characteristischen Ausdrucksweise. Je nach dem Vorwiegen der gleichartigen oder differierenden Elemente kann man das Motiv, dem der Gleichklang entspringt bald als Streben nach „Abwechslung in der Wiederholung" bald als Streben nach „Einheitlichkeit in der Mannigfaltigkeit" bezeichnen. Denn es kann sich entweder darum handeln, einen einheitlichen Gedanken recht ergiebig auszudrücken, wobei aber statt der directen Wiederholung (s. o. S. 53) nur eine Übereinstimmung in einzelnen Elementen angestrebt wird; oder aber es sollte eine Mehrzahl von Gedanken in ihrem Zusammenhang dadurch gekennzeichnet werden, dass die Wörter, welche

sie vertraten, wenigstens in einigen Bestandteilen Gleichartigkeit aufwiesen.*) Beispiele bietet jede deutsche Poetik in ausreichender Menge; unter ihnen sind für unseren Zweck die am bemerkenswertesten, bei denen es sich noch deutlich erkennen lässt, dass die gleichklingenden Wörter erst thatsächlich gesucht werden mussten, nicht sich von selbst darboten, oder dass Ausdrücke, deren Bedeutung ursprünglich garnicht so ähnlich ist, vor allem ihres übereinstimmenden Klanges wegen zusammengestellt wurden. Oft besteht eine solche Übereinstimmung nur in den Anfangsbuchstaben, so bei „Mann und Maus", „Haus und Hof," „Stock und Stein", „Frisch, fromm, froh und frei"; oder im Reim: „Stein und Bein frieren", „was ich nicht weiss, macht mich nicht heiss", „ora et labora", „Saus und Braus", „Krethi und Plethi", „Nährstand, Wehrstand, Lehrstand", schlecht und recht" (hier hat das Streben nach Analogieen die Kraft gehabt, ein Wort in einer Bedeutung festzuhalten, die es sonst nirgends mehr besitzt) „wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen" (hier zeigt sich ein entgegengesetzter Vorgang: die Corruption einer Form, ebenfalls der Analogiebildung zu Liebe). Auch irgend welche anderen lautlichen Übereinstimmungen sind willkommen, wie „Hinz und Kunz", oder auch nur Gleichartigkeit in der Wortstellung und Silbenzahl: „Jung gewohnt, alt gethan", „Saure Wochen, frohe Feste."

Das Wortspiel ist eine andere Form sprachlichen Gleichklanges. doch in ihrem Wesen, wie in ihrem Resultate grundverschieden von der obigen. Es will nicht Einheitlichkeit und Mannigfaltigkeit zu einem harmonischen Ganzen vereinigen, sondern

---

*) Wobei vielleicht noch der naive Analogieschluss mit unterlief, dass ähnliche Gedanken - Complexe auch durch ähnliche Laut-Complexe repräsentiert werden müssten.

im Gegenteil durch die gleichzeitige Berücksichtigung beider Momente einen um so fühlbareren, überraschenderen Gegensatz zwischen ihnen herstellen. Wie stets, so hat auch hier dieser unvermittelte Gegensatz die Folge, dass das Wortspiel den Character des Witzigen annimmt. Die Einheitlichkeit besteht wiederum in der lautlichen Beschaffenheit des Wortes, aber nur in dieser; die Annahme dagegen, dass ein und dasselbe Wort in mehreren kurz aufeinanderfolgenden Fällen auch denselben Sinn habe, oder jener oben erwähnte Analogieschluss, der ähnlichen Lautcomplexen auch ähnliche Bedeutungen unterlegen möchte, wird enttäuscht; statt der erwarteten Uniformität entpuppt sich plötzlich unter der gleichartigen Worthülle eine bunte Verschiedenheit von Gedanken. Der Mann des Volkes hegt gerade für diese ziemlich rohe Witzform eine besondere Vorliebe und ist, wenn es sich darum handelt, Wortspiele zu erzeugen, wenig wählerisch in den Mitteln; man vergleiche z. B. die Kapuzinerpredigt im Wallenstein, in welcher Schiller den derben Volkston trefflich wiederzugeben gewusst hat.

Die Freude an der Abwechslung innerhalb der Einheitlichkeit oder Einförmigkeit äussert sich aber nicht allein in der Sprachform, sondern sie hat auch an jenen Analogiebildungen, die wir oben zu der „Bildlichkeit oder Gegenständlichkeit des Denkens“ rechneten, einen bedeutenden Anteil. Hierunter verstanden wir bekanntlich die Eigentümlichkeit, Schilderungen von Gegenständen dadurch zu geben, dass man andersartige Gegenstände nennt, mit denen sie eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen. Wenn wir diese Bildlichkeit früher zurückgeführt hatten auf ein passives Sich - Hingeben an auftauchende Reproductionen, so war damit nur eine von den Ursachen des Vorgangs gegeben. Eine

andere liegt aber in einem durchaus activen Verhalten der Psyche. Der Drang nach Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit des Denkens, jenen Eigenschaften, die allein ein geordnetes Gedankengefüge möglich machen, wird fortwährend von dem höchstintensiven Verlangen nach Abwechslung unterbrochen und durchkreuzt; daher sucht der Mensch, beide Bedürfnisse zugleich zu befriedigen; er strebt, sich Abwechslung zu verschaffen, ohne aber die Einheitlichkeit darum aufgeben zu müssen. Er ändert deshalb häufig die Gebiete, denen er die Vorstellungen entnimmt, hebt aber die den verschiedenen Gebieten gemeinsamen Verhältnisse hervor, d. h. er sucht zu den ihn gerade beschäftigenden Gegenständen Analogieen aus anderen Gedankensphären; er schafft Vergleichungen und Bilder. So vermag der Geist von einem Gegenstande zum anderen zu springen, ohne dass das einigende Band verloren geht, welches für die Continuität des Denkprozesses erforderlich ist. Es ist dies eine ausserordentlich erfrischende Thätigkeit, der sich das menschliche Denken mit Vorliebe, selbst bei abstracten und wissenschaftlichen Ideengängen hingiebt. Während dieser meiner Arbeit ertappte ich mich selbst öfters auf einem solchen Bestreben. Ich suchte nämlich nach Bildern zur Veranschaulichung des Gesagten, nicht so sehr von der Rücksicht getrieben, es dem Leser klarer und verständlicher zu machen, sondern nur weil ich mich eben gedrungen fühlte, ähnliche Beziehungen auf einem anderen Gebiete zu entdecken.

Ich kann mir nicht versagen, ein vorzügliches Beispiel aus der volkstümlichen Poesie, ein Liebeslied der Tschippowäer,*) hier unverkürzt herzusetzen:

„Erwache, Blume des Waldes, schöner Vogel der Steppe!

*) Dr. E. Kleinpaul, Poetik 1879, II. S. 46.

Erwache, Du mit dem Auge des Rehes!
Blickst Du mich an, so bin ich glücklich,
Wie die Blumen, wenn sie den Tau fühlen.
Der Atem Deines Mundes ist süss,
Süss wie der Duft der Blumen am Morgen,
Süss wie ihr Duft am Abend, im Monat des welkenden Blattes.
Springt nicht das Blut meiner Adern Dir entgegen,
Wie der Strudel der Sonne entgegenspringt im Monde der leuchtenden Nächte?
Dir singt mein Herz, wenn Du nahe bist,
Wie die tanzenden Zweige dem Winde im Monde der Erdbeeren.
Wenn Du nicht heiter bist, Geliebte, so ist mein Herz verdüstert,
Wie die glänzenden Wasser, wenn von oben Schatten der Wolken fallen.
Dein Lächeln macht mein unruhiges Herz erhellen,
Wie die Sonne die vom kalten Winde gekräuselten Wellchen goldig scheinen macht.
Und ich? O sieh mich, Blut meines schlagenden Herzens!
Die Erde lächelt, die Gewässer lächeln, die Himmel lächeln,
Aber ich, ich verlerne zu lächeln, wenn Du mir fehlst.
Erwache, erwache, meine Geliebte!"

Hier sieht man deutlich, wie bei jedem Satze, obgleich der Gegenstand des Hauptgedankenganges, die Geliebte, doch interessant genug ist, das Verlangen hervortritt abzuschweifen, und dabei gleichwohl im Zuhammenhange zu bleiben; daher werden denn zu jedem auf das Hauptthema bezüglichen Ausspruch Bilder aus anderen Gebieten angeführt.

Geht die Bildlichkeit des Denkens auch nicht aus dem Bestreben hervor, zur Förderung des Verständnisses beizutragen, so vermag sie doch in

dieser Beziehung sehr günstige, wenn auch unbeabsichtigte Nebenerfolge zu zeitigen, sowohl für den Analogiebildenden selbst, wie auch für denjenigen, dem gegenüber die Gedanken in Analogieform geäussert werden. Entweder kann nämlich der bildliche Ausdruck, wenn er anschaulicher als der eigentliche ist, zur Erläuterung und Aufklärung dienen, oder es kann schon allein dadurch, dass derselbe Gedankeninhalt mehrmals in etwas veränderter Form vollzogen wird, eine Einübung desselben bewerkstelligt werden, durch die der Ablauf des Ideenganges erleichtert wird.

Mit der Gegenständlichkeit des Denkens ziemlich nahe verwandt ist die Metapher; denn wie jene, beruht auch sie zum Teil auf unwillkürlicher Reproduction, zu einem andern Teile auf dem Streben nach Abwechslung in der Wiederholung; und wie die Bildlichkeit Gegenstände schildern will vermittelst solcher, die ihnen ähnlich sind, will die Metapher sie vermittelst derselben benennen. Aber gerade in der Benennung eines Gegenstandes mit einem ihm nicht zukommenden Namen liegt jene Eigentümlichkeit der Metapher, die sie aus den blossen Analogiebildungen heraushebt und in das Gebiet der analogistischen Ergänzung versetzt, so dass ihre Besprechung erst an einer viel späteren Stelle erfolgen kann.

Thesen.

I.

Herbarts dauerndes Verdienst um die Psychologie besteht nicht sowohl in der Anwendung der mathematischen Betrachtungsweise, als in der Bekämpfung der Seelenvermögen.

II.

Metaphysik ist Begriffsdichtung (Fr. A. Lange) und ist daher nicht den eigentlichen Wissenschaften beizuzählen.

III.

Die Geisteswissenschaften sind erst dann auf dem Wege, ihrer wissenschaftlichen Aufgabe gerecht zu werden, wenn sie die Psychologie als ihre Grundlage anerkennen.

Vita.

Natus sum, Guilelmus Stern, Berolini die undetricesimo mensis Aprilis anni MDCCCLXXI patre Sigismund matre Rosa. Fidei addictus sum Iudaicae. Eadem in urbe gymnasium Coloniense adii ibique per septem annos litterarum studiis me dedi. Deinde testimonio maturitatis anno MDCCCLXXXVIII accepto almae Universitatis litterarum Fridericae Guilelmae civibus sum adscriptus et per quattuor annos philosophiae rerumque naturalium studiosus scholas frequentavi, quas habuerunt viri illustrissimi atque doctissimihi.

Diels, Dilthey, Ebbinghaus, v. Gizycki, Knoblauch, Kötter, Kundt, Lazarus, Munk, Paulsen, Rödiger, Simmel, Weinhold, Zeller.,

Quibus viris omnibus, maxime Proff. Dilthey, Ebbinghaus, Lazarus, Paulsen summas ago gratias.

Buchdruckerei Hugo Ginzel, Berlin W., Yorkstr. 43.